

Von seinen architektonischen Fähigkeiten scheint er nicht viel zu halten, obwohl er ein profundes kunst- und architekturhistorisches Wissen hat. Längere Architekturpraxis hat er auch. Er fügt hinzu, daß er eher ein analytischer Mensch sei<sup>2)</sup>. Seine Leistungen im Bereich der Planung scheinen ihm mehr zu gefallen.

Seine praktischen Planungen zu diskutieren und seine Theorien an der Gegenwart zu überprüfen, war das Anliegen der Leitung der *University of Toronto*, als sie im November 1983 eine zweitägige Konferenz, namens *Metropolis*, anlässlich von Hans Blumenfelds 91. Geburtstag, ausrichtete. Die Themenbereiche der Konferenz entsprachen seinem Arbeitsfeld: Stadtentwicklung, Wohnungsverordnung, Wohnumwelt und Verkehr. 500 Planer aus ganz Nordamerika nahmen teil.

#### Herkunft

Ähnlich wie viele bekannte Planer und Architekten seiner Generation wurde er in Deutschland geboren. Er stammt aus einer reichen Familie, ebenfalls wie seine berühmten Kollegen, die in seinem Falle immer noch in Hamburg ansässig ist. Sein Vater war Jurist, den er als „ehrlichen alten Manchester Liberalen“ bezeichnet. Er starb bereits 1908. Seine Mutter war aus der Familie Warburg<sup>3)</sup>, der ein noch existierendes Bankhaus in Hamburg gehört. Wie viele Frauen im 19. Jahrhundert, die aus bürgerlichem Hause waren, so war auch sie sehr gebildet und der „Armenpflege“ zugetan. Jedoch hatte sie bald den Wohlfahrtsgedanken überwunden, setzte sich mit sozialistischem Gedankengut auseinander und knüpfte Kontakte zu führenden Persönlichkeiten der sozialistischen Bewegung. Sie war der fortschrittliche Pol der Familie und hatte offensichtlich viel Einfluß auf den jungen Hans Blumenfeld und seinen Bruder Franz, der Jura und Politische Wissenschaften in Cambridge studierte und mit Bertrand Russell in Verbindung stand.

Das Leben von Hans Blumenfeld war immer eng mit der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Geschichte des Jahrhunderts verbunden.

Als im Oktober 1882 seine Geburt bevorstand, herrschte die furchtbarste Choleraepidemie des Jahrhunderts in Hamburg. Über 16 000 Erkrankungen traten auf und mehr als 8 500 Menschen starben an der Krankheit, vornehmlich in den Armenvierteln. Die reichen Familien brachten die werdenden Mütter aus der Stadt, um das Leben von Mutter und Kind zu schützen und so wurde Hans Blumenfeld in Osnabrück geboren. Für die Familie war es klar, daß der heranwachsende Hans ins Bankhaus eintreten und vorher ein Jurastudium absolvieren sollte. Doch seine Entscheidung fällt anders aus. Ein Onkel und ein Cousin der Mutter sind Kunsthistoriker. Er ist von daher schon früh von Kunstwerken, Büchern und Karten umgeben. Er erinnert sich an sein 9. Lebensjahr, als er in einer Hotelbibliothek einen illustrierten Atlas durchsah. Diese Einflüsse scheinen ihn bewogen zu haben, Architekt zu werden. Die Familie stellte sich zunächst dagegen. Er sollte Jura in Tübingen studieren, nebenher könnte er ein Praktikum in einem Architekturbüro ableisten.

#### Studium

Er schreibt sich 1911 in München in Architektur ein, teilt das seiner

Familie jedoch erst wesentlich später. Hier trifft er das erste Mal auf *Theodor Fischer*<sup>4)</sup>. 1912 wechselt er nach Karlsruhe und trifft auf A.E. Brinckmann<sup>5)</sup>. In diesem Jahr liest er seine erste städtebauliche Lektüre, *Raymond Unwins, Town Planning in Practice*.

1914 bis 1918 muß er als Gemeiner in den 1. Weltkrieg. Die Schrecken des Krieges haben ihm, wie vielen seiner Generation, die Notwendigkeit persönlichen sozialen Eintretens und sozialer Veränderung verdeutlicht. Bald nachdem er sein Studium in München wieder aufgenommen hat, hält er Kurse an der TH, die er für das „Proletariat“ eingerichtet hat.

In der Münchener Republik, vom April 1919, richtet er eine zentrale Hilfsstelle für in Not geratene Arbeiterfamilien ein. Um einen dazu notwendigen Hilfsfonds zu finanzieren, läßt er sich sein Erbeil auszahlen. Seitdem ist das soziale Eintreten und das Anti-Kriegsengagement mit seinem Leben verbunden. 1921 schließt er sein Studium in Darmstadt mit dem Diplom ab. Er ist inzwischen Mitglied der USPD und aktiv in der Gewerkschaft tätig.

#### Hamburg und Wanderschaft in Deutschland

Nun kehrt er zurück in seine Heimatstadt Hamburg, in der seit 1909 Fritz Schumacher Leiter des Hochbauwesens ist. Schumacher ist zwar von 1920 bis 1923 an Köln ausgeliehen, nichtsdestoweniger prägt er nach dem Krieg eine Abteilung Städtebau und arbeitet an einem Gesamtkonzept. In diesem Rahmen arbeitet auch das Architekturbüro der Gebrüder Gerson, die hauptsächlich bürgerliche Mietshäuser in den vornehmen Stadtteilen, Eppendorf und Rotherbaum, errichten<sup>6)</sup>.

Bis zur Überwindung der Inflation, Ende 1923, sind die allgemeinen Arbeitsmöglichkeiten eines Architekten in Hamburg sehr gering und Blumenfeld beschließt „auf die Walz“<sup>7)</sup> zu gehen. Er wandert durch Deutschland und arbeitet u.a. beim Bau einer Talsperre als Bauarbeiter. „Ich brauchte Geld zum Lebensunterhalt“<sup>8)</sup>.

#### USA-Intermezzo

1923 beträgt die Auswanderung aus Deutschland über 130 000 Personen, von denen der überwiegende Teil in die USA geht. 1924 beschließt auch Hans Blumenfeld, in die USA zu gehen. Er arbeitet dort im Wohnungsbau in New York, Baltimore und Los Angeles. Er lacht: „Ich habe diese kleinen spanischen Häuser entworfen.“<sup>9)</sup>

#### Zurück in Hamburg

1927 kommt er zurück nach Hamburg, wo er über seine Mutter den Architekten Richard Tügel – den späteren Mitbegründer der Zeitschrift „Die Zeit“ – kennenlernt, der ihn an Karl Schneider<sup>10)</sup>, den zu der Zeit bedeutendsten Protagonisten der Moderne in Hamburg, vermittelt. Schneider war als Sieger aus dem Wettbewerb für die Großsiedlung Jarrestadt in Hamburg hervorgegangen. Sein Büro hatte die Oberleitung der Planung und bearbeitete den zentralen Block, sowie einige Zeilenbauten am Rande für die Reichsforschungsanstalt für Bauwesen. Für Blumenfeld dauerte die Tätigkeit nur ein halbes Jahr, dann war er erneut arbeitslos.

Nun wurde ihm ein Job durch das Arbeitsamt vermittelt. Die Schnit-

## Hans Blumenfeld Planer und Pazifist

ger-Orgel (17. Jh.) in der Hamburger Jacobi-Kirche war von Hans Henny Jahnn<sup>11)</sup> restauriert worden, jedoch bereits nach vier Wochen funktionierte sie nicht mehr. Der Grund dafür waren Setzungen des Kirchengebäudes. Blumenfeld als Architekt arbeitete mit Jahnn und einem Statiker zusammen.

#### Wien

Wiederum durch seine Mutter lernt er den „Sozius“ des Modernen Wiener Architekten Josef Frank, Oskar Wlach, kennen, der ihm vorschlägt, nach Wien zu kommen und sich bei Frank vorzustellen. Blumenfeld ergreift die von Frank offerierte Gelegenheit und hat für 23 Monate Arbeit. Mit diesem Büro nimmt er u.a. am Haselhorst-Wettbewerb für Berlin teil. Im Anschluß daran wird er kurzfristig von Architekt Heinrich Kulka, dem „Bürochef“ des eigenwilligen Vordenkers der Moderne, Adolf Loos, eingestellt. Er wird an Ausführungszeichnungen für die Wiener Werkbundsiedlung in Wien-Lainz eingesetzt, deren Oberleitung Josef Frank hat.

#### UdSSR

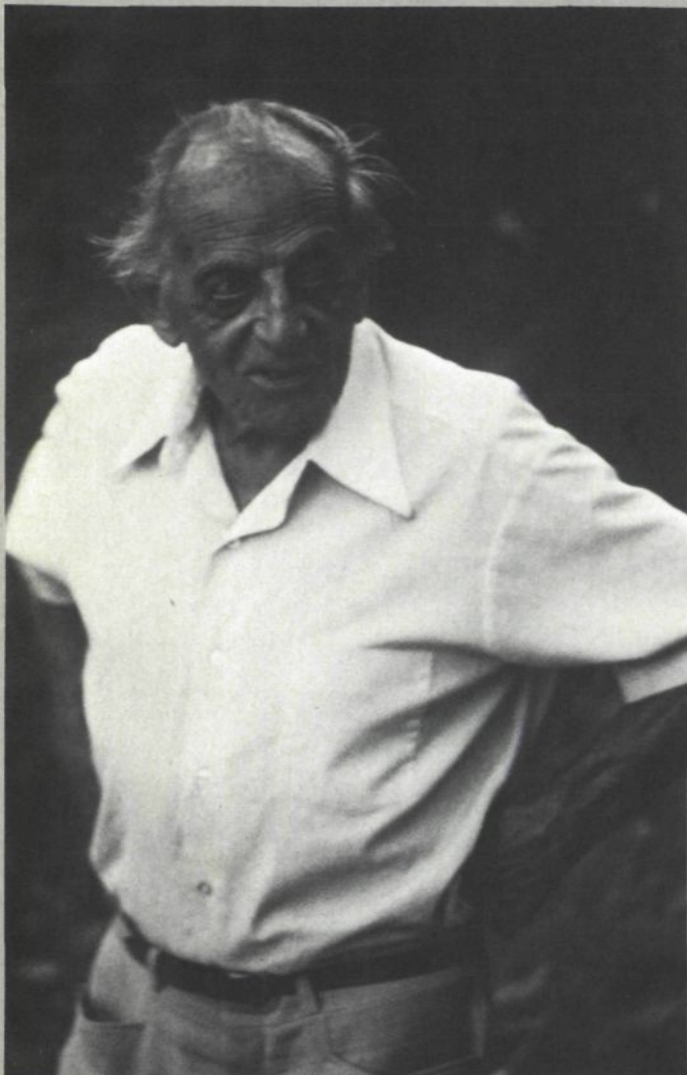
Hans Blumenfelds Engagement für soziale Gerechtigkeit und Frieden ruht derweil nicht. Als Partei- und Gewerkschaftsmitglied ist er weiterhin aktiv. Jetzt scheint sich eine Möglichkeit zu ergeben, seine Vorstellung vom Aufbau einer neuen sozialistischen Gesellschaft in konkrete Tat umzusetzen. Mitglieder der Oppositionsgruppe in der Bauarbeitergewerkschaft, der auch er angehört, hatten sich beworben, an der Aufbauarbeit in der Sowjetunion teilnehmen zu dürfen. Allerdings gab es für die meisten Bewerber wenig Alternative in der Wahl des Arbeitsplatzes in Deutschland oder Österreich. Aus der Sowjetunion gibt man zu verstehen, daß man keine Architekten benötige. Blumenfeld jedoch hat Glück, denn die bei Teilen der sowjetischen Führung vorhandene Bewunderung für die USA kommt ihm zur Hilfe. „Der Architekt, der in Amerika gearbeitet hat, der möge kommen.“<sup>12)</sup> Damit war er gemeint. Im April 1930 reist er, von Wien aus, in die Sowjetunion. Im Oktober desselben Jahres wird Hannes Meyer Professor und Leiter am WASI, dem Nachfolger von Vchutein (Hochschule für Architektur). Ernst May geht mit

einer Gruppe Frankfurter Planer nach Moskau.

Anfangs arbeitet Blumenfeld im Bauausführungsbetrieb. Er erhält Entwürfe von zentraler Stelle und muß vor Ort Ausführungszeichnungen anfertigen. Dann arbeitet er für das staatliche Stadtplanungsinstitut. Sein Aufgabenbereich ist nicht, neue Städte zu planen, wie z.B. E. May, sondern die Erweiterung bestehender Städte. Als erstes steht Vladimir an, die, wie er sagt, „bedeutendste Stadt in Zentralrußland vor dem Tatareneinfall“<sup>13)</sup>, in ihrer Entwicklung zu planen. Die Planung ist umfangreich. Sie betrifft Industrialisierung, Wohnbau, Wirtschaftsplanung, Berücksichtigung von Topographie und Recycling von Abfällen (Dünger z.B. zu Biogas). „Wir hatten sehr begrenzte Mittel und mußten uns den Gegebenheiten des Landes anpassen.“<sup>14)</sup> Wegen finanzieller Restriktionen wird das Projekt jedoch abgebrochen und Blumenfeld kehrt nach Moskau zurück. Seine ökologischen Erfahrungen im Städtebau schlagen sich u.a. auch in einer Buchkritik an dem 1932 in Berlin erschienenen Buch „Wie atmet die Stadt“<sup>15)</sup>, nieder. Diese veranlaßt Hannes Meyer zu einem Koreferat zu Blumenfelds Kritik. Er läßt sich dabei über Stadtbelüftung, städtebauliche Form und Stadtgrün aus. Die Artikel erscheinen parallel in derselben Ausgabe von „Sowjetskaja Architektura“ (5/1933)<sup>16)</sup>. Am Ende hebt Meyer die besondere Bedeutung der „grünen Barrieren“ beim „modernen gaskrieg“<sup>17)</sup> hervor.

Blumenfeld bekommt jetzt weitere Aufträge für Regionalplanungen, wie z.B. für Viadka. Hauptthema ist auch hier die Industrialisierung. 1933 bis 1935, in Makiewka<sup>18)</sup>, wo damals das größte Stahlwerk ist, wird er zuständig für den gesamten Nicht-Industriebau, wie Wohnungsbau, Kommunezentren, Sportanlagen etc. Das Projekt wird von der Südstahl betrieben und finanziert. 1935 geht er wieder nach Moskau und arbeitet beim Provinz Projekt Trust. Er wird schließlich Leiter der Architekturabteilung. Er ist inzwischen Mitglied der KP und Präsident des Deutschen Arbeiter Klubs. In Moskau lernt er auch Lotte Schwarz<sup>19)</sup> kennen, die die Moskauer Rundschau herausgibt, das Sprachrohr des Deutschen Arbeiter Klubs. Er veröffentlicht darin kritische Stellungnahmen zu Führung und Planung<sup>20)</sup>. Die „Wende“ in der Architektur und Planung<sup>21)</sup> ist bereits 1932 vollzogen und er kritisiert: „Ihr sagt Demokratie, meint





Hans Blumenfeld im September 1983 in Südfrankreich

Palladio und baut Charles Garnier<sup>22)</sup> und ergänzt im Gespräch, „Sie wissen, der Architekt der Pariser Oper, den Hitler so mochte“<sup>23)</sup>.

Nach seiner Gesundung wird er im Dezember 1935, ohne Anhörung, aus der Partei ausgeschlossen. Die offizielle Begründung ist: „Bruch der Parteidisziplin“. Er ist heute noch davon überzeugt, daß es nicht rechtens war<sup>24)</sup>. Man legt ihm nahe, die UdSSR zu verlassen, sein Engagement jedoch läßt ihn bleiben. Er bekommt kaum noch Arbeit. Endlich entschließt er sich zur Ausreise. Sein deutscher Paß ist nicht mehr gültig. Ins faschistische Deutschland kann er, nun 1937, auch nicht mehr zurück, da er jüdischer Herkunft und Kommunist ist. Er hofft wegen der in Paris stattfindenden Weltausstellung leicht ein Visum für Frankreich zu bekommen, was ihm jedoch nicht gelingt. Nach England darf er als Deutscher jedoch ohne Visum reisen. Er bekommt ein Visum für die Türkei („Istanbul wollte ich schon immer einmal sehen“<sup>25)</sup>) und schließlich – als er das Zugticket nach London vorweist, welches er mit dem von Schwester und Schwager überwiesenen Geld bezahlt – ein Transitvisum für 24 Stunden für Frankreich, um mit dem Zug nach England fahren zu können. Seinen Paß hat er inzwischen „eigenhändig“ verlängert. So bleibt er 16 Monate in Frankreich. Er bewirbt sich auf Seiten der Freiheitskämpfer in Spanien zu kämpfen, wird jedoch abgelehnt, da er aus der KP ausgeschlossen worden ist. Er schafft es, zur Ausreise aus Frankreich, 1938, ein Visum zu erhalten, um bei der Ein-

reise in die USA ein gültiges Dokument in Händen zu halten.

#### USA

Das wichtigste ist zunächst wieder einmal ein Job zum Lebensunterhalt. Über die Gewerkschaft der Architekten und Ingenieure bekommt er eine Kurzzeitstelle, vier Wochen, in New York bei General Motors, dem damals größten Autoherstellern der USA (über 40 % Marktanteil). General Motors bereitet das Modell der „future city“ für die Weltausstellung 1939 in New York vor. Blumenfeld entwirft Hafen, Parkanlagen und Highways. „Ich bin also mitschuldig an den Autobahnen“<sup>26)</sup> bekennt er belustigt. Hier in USA sind sein Beruf und sein gesellschaftliches Engagement wieder separiert. Er finanziert sich 1939-40 durch Architektentätigkeit für den öffentlich unterstützten Wohnungsbau in New Jersey. Es gibt nicht viel für ihn zu tun. „Das war die Zeit, wo ich die meiste Zeit in der Bibliothek verbracht habe“<sup>27)</sup>. Er verschickt über 40 Bewerbungen an Kommunen, Büros und Universitäten, ohne Erfolg. In Philadelphia findet er endlich Anschluß an die Bürgerrechtsbewegung „Civil Rights Congress“ und bekommt eine Stelle als Research Director bei der privaten Philadelphia Housing Association. Sein Berufsweg scheint nun Kontinuität zu bekommen. Als er 1944 US-Staatsbürger geworden ist, wechselt er zur City Planning Commission und wird Senior Land Planner. 1948 bekommt er die „Division

of Planning Analysis“ als „Chief“ unterstellt.

Der rechtsradikale Senator McCarthy und seine „Gesellschaft für unamerikanische Umtriebe“<sup>28)</sup> schaffen, daß der Staat Pennsylvania 1952 den „Loyalty Act“ verabschiedet, der von allen öffentlich Bediensteten einen Loyalitätseid fordert. Hans Blumenfeld tritt unter Protest zurück. Man hält ihm sein aktuelles politisches Engagement, seine Aktivitäten für die Bürgerrechte und die „Stop the Bomb“-Friedensbewegung vor, schließlich auch seine frühere Mitgliedschaft in der KP. Er kommt auf McCarthy's „blacklists“, damit begründet dann das US State Department die Verweigerung der Verlängerung seines Passes.

Dabei hatte die US-Administration<sup>29)</sup> ihn noch 1949, im Rahmen der „Demokratisierung Deutschlands“, zusammen mit Sam B. Zisman als Städtebauberater nach Deutschland geschickt. Die Aufgabe war: Stadtverwaltungen und Planer beim Wiederaufbau der Städte zu beraten und zu unterweisen, sowie Strategien für Zukunftsentwicklungen aufzustellen. Auch sollten junge deutsche Wissenschaftler ausgewählt werden für ein einsemestriges Aufbaustudium an der University of South Carolina.

In den 40er Jahren wird Blumenfeld zu dem englischsprachigen Berichterstatte über sowjetische Planung in den 30ern<sup>30)</sup> und den Wiederaufbau in der Sowjetunion nach dem 2. Weltkrieg<sup>31)</sup>.

Nach Kündigung seiner Stelle in Philadelphia, wertet er seine beruflichen Erfahrungen aus und veröffentlicht seine Theorie der Stadtentwicklung, die bekannt wird als „The Crest of the Wave of Metropolitan Expansion“. Sie beruht auf der Analyse der Bevölkerungsbewegungen im metropolitanen Gebiet von Philadelphia von 1900 bis 1950<sup>32)</sup>. Fast gleichzeitig arbeitet er an einer Theorie der Stadtform, indem er versucht, bisher subjektive Architekturkonzepte wissenschaftlich zu quantifizieren und zu qualifizieren. Er kommt zum „Scale in Civic Design“<sup>33)</sup>. „The Economic Base of Metropolis“, im Untertitel „Critical Remarks on the Basic-Nonbasic Concept“<sup>34)</sup> rundet 1955 seine Stadttheorie auf der ökonomischen Seite ab.

#### Toronto, Kanada

Daß er einmal mehr einen Job benötigt, ist ihm nach drei Jahren des Herumreisens und freiberuflichen Consulting deutlich. In Philadelphia hatte er auch im „Citizen Housing and Planning Council“, einer Art Bürgerinitiative, mitgearbeitet und darin auch verschiedene andere engagierte Planer kennengelernt. Unter ihnen war Walter Blucher, Planning Consultant aus Detroit, der seit 1953 damit befaßt war, die Vorbereitungen für das einzurichtende „Metropolitan Toronto Planning Board“ zu treffen. Die Stadt Toronto dehnt zu der Zeit ihre Verwaltung auf ihr metropolitanes Gebiet aus. Sie ist die erste Gemeinde in Nordamerika, die dem Wachstum der Stadt in die Region, wie auch in Blumenfelds „Crest of the Wave“ dargestellt, verwaltungstechnisch Rechnung trägt. Als 1955 offiziell Metro Toronto entsteht, empfiehlt Blucher Hans Blumenfeld als „Assistant Director“. In dieser Stelle bleibt Blumenfeld bis zu seiner Pensionierung, 1961. Unter seiner Leitung entsteht der Draft Official Plan<sup>35)</sup>. Seine fachlichen Schwerpunkte sind langfristige Planung: Vorhersage von Verteilung

von Wohnungs- und Arbeitsplätzen und Landnutzung im Zusammenhang mit Verkehrsplanung. Das Planungsgebiet hat eine Größe von 1265 km<sup>2</sup>.

Nach Toronto ist er insofern gern gegangen, da er bereits 1948 dorthin Beziehungen zur Kanadischen Friedensbewegung aufgenommen hat und mit einem der führenden Köpfe, Andy Cott, zusammenarbeitet. Später arbeitet er in der Anti-Vietnam-Krieg-Bewegung und hilft den „draft dodgers“, d.h. er schleust u.a. amerikanische Deserteure nach Kanada ein, verhilft ihnen zu rechtmäßigem Aufenthalt und unterstützt sie mit Geld.

Nach seiner Pensionierung will er beruflich nicht ruhen. Die Stadt Montreal will ihn als Director ihres Planning Board. Blumenfeld möchte sich seine Freiheit erhalten und wird ihr freier Consultant. In dieser Eigenschaft wird er noch für verschiedene Städte in Kanada und im Ausland tätig, auch für OECD und UN arbeitet er. 1976 vertritt er das Canadian Institute of Planners auf der UN Habitat Konferenz. Mit 70 Jahren wird er Professor für Urban and Regional Planning an der University of Toronto. 1967 und 1979 erscheint je ein Sammelband seiner Schriften: „The Modern Metropolis“<sup>36)</sup> und „Metropolis and Beyond“<sup>37)</sup>. Bis heute ist er, neben seiner Lehrtätigkeit, publizistisch tätig, besonders über Migration und Developers. Die Universitäten von Montreal, Waterloo und Nova Scotia verleihen ihm insgesamt drei Ehrendoktorate. In den letzten Jahren werden ihm verschiedenste Ehrungen zu teil, eine davon hat ihn wohl amüsiert. 1978 erhält er, wegen der Verdienste um seine Wahlheimat, den „Orden von Kanada“, dies, obwohl es wegen seiner stets offen geäußerten sozialistischen Überzeugungen drei Jahre gedauert hatte, bis er Kanadischer Bürger werden konnte. „Jetzt kann ich sagen: ich bin ein guter Bürger“<sup>38)</sup>. Das hält ihn nicht davon ab, weiter in der Friedensbewegung aktiv zu sein. Er wird nicht müde, die 50:50-Gefahr eines Atomkrieges zu diskutieren, plädiert für Abrüstung aller Waffen und zweifelt, ob es Hoffnung gibt, solange Ronald Reagan US-Präsident ist.

Er verstärkt seine Arbeit für den Frieden, seit die „guiding heads“ (computerisierte Steuerköpfe) der cruise missiles in Kanada gefertigt werden und Kanada den USA ein Testgebiet für die missiles überlassen hat. Er organisiert Demonstrationen, an denen er selbst teilnimmt. Hans Blumenfeld lebt bescheiden in einem kleinen Appartement im 25. Stock in Mid-Town Toronto. 1982 ruft er mit einer größeren Geldspende eine Peace Foundation ins Leben, um weitere Friedensaktivitäten finanziell unterstützen zu können. Für ihn ist Planung nicht destruktiv, sondern konstruktiv. Hans Blumenfeld arbeitet immer noch an dem Weg zu einer neuen, sozialistischen Gesellschaft. „Can man design a city, if it is not the City of Man?“<sup>39)</sup>.

Volker Roscher

#### Anmerkungen

- 1) Interview mit Hans Blumenfeld von V. Roscher und D. Hennicken in Aachen am 11.7.1981 (Videoaufzeichnung), unten Interview 2 genannt.
- 2) ibid.
- 3) vgl. auch Warburgstraße in Hamburg, nach dem 1946 verstorbenen Bankier Max M. Warburg, „Förderer geistigen und kulturellen Lebens der Stadt.“
- 4) 1862 - 1938, Prof. für Architektur



- und Stadtplanung TH München. Gartenstadt Gmindersdorf (Reutlingen, seit 1903). „Sechs Vorträge über Stadtbaukunst“, München 1920. Berühmte Schüler: Ernst May, Walter Gropius u.a.
- 5) 1881 - 1958, u.a. Deutsche Stadtbaukunst in der Vergangenheit, Frankfurt/M. 1921<sup>2</sup>
- 6) vgl. Hipp, H., 1982, Wohnstadt Hamburg, Hamburg, S. 83
- 7) Interview 2
- 8) *ibid.*
- 9) *ibid.*
- 10) geb. 1892 in Mainz, 1909 - 11 Kunstgewerbeschule in Mainz, Praxis u.a. bei Gropius und Peter Behrens. 1920 nach Hamburg, hier 1923 Landhaus Michaelien, seit dem herausragender Vertreter der Moderne in Hamburg, verliert 1933 berufliche Existenz, stirbt 1945 in der Emigration in Chicago, USA; ... vgl. Hipp, S. 84 und S. 136
- 11) 1894 bis 1959, Dramatiker, Erzähler, Essayist, Formexperimentator (Einfluß von J. Joyce), Musikverleger, Orgelbauer und in der Emigration (1934) in Dänemark - Landwirt.
- 12) Interview 2
- 13) *ibid.*
- 14) Interview (1) mit Hans Blumenfeld und Erich Kühn von V. Roscher und D. Hennicken in Aachen am 10.7.1981, (Videoaufzeichnung)
- 15) von: Golmerstein und Stodiek, VDJ-Verlag, nach Meyer, H., bauen und Gesellschaft, Dresden 1980, S. 402, Anm. 51
- 16) vgl. Meyer, H., op.cit., S. 129ff
- 17) *ibid.*, S. 130
- 18) hier arbeiten auch Hans Schmidt und Mart Stam
- 19) über ihr Leben vgl. Schwarz, L., 1979, Je veux vivre jusqu'à ma mort, Paris; sie ist die Stieftochter des ersten Österreichischen Gesandten in der UdSSR, Otto Pohl
- 20) H. Blumenfeld, Die Wohnungsfrage in der Sowjetunion, in: Moskauer Rundschau, 1933 (23).  
H. Blumenfeld / G. Hassenpflug / H. Schmidt, Bemerkungen zu dem neuen Moskauer Bebauungsplan, in: Moskauer Rundschau, 1933 (20)
- 21) Man sieht nun im Neuen Bauen ein Resultat des Kapitalismus, in der Abkehr von Monumentalität einen Ausdruck für den Verfall der bürgerlichen Kultur. „Ziel des Sozialismus sei es eben nicht, die kulturellen Werte zu vernichten, sondern sie vor der verfallenden bürgerlichen Kultur zu retten und zu pflegen.“ H. Schmidt, Die Sowjetunion und das Neue Bauen, in: Die Neue Stadt, 1932 (6/7), S. 146 - 148, cit. bei Borngräber, Ch., 1977, Ausländische Architekten in der UdSSR: Bruno Taut, die Brigaden Ernst May, Hannes Meyer und Hans Schmidt, in: Wem gehört die Welt, Kunst und Gesellschaft in der Weimarer Republik, hrsg. Neue Gesellschaft für Bildende Kunst, Berlin 1977
- 22) Interview 2
- 23) *ibid.*
- 24) *ibid.*
- 25) *ibid.*
- 26) *ibid.*
- 27) *ibid.*
- 28) vgl. dazu auch die Berichte von Vance Packard, z.B. Die geheimen Verführer, Düsseldorf 1957
- 29) Department of Defense
- 30) H. Blumenfeld, Regional and city planning in the Soviet Union, in: TASK 3/1942;  
ders., Soviet city planning, in: American Review on the Soviet Union, 1944
- 31) Hans Blumenfeld, Municipal reconstruction, in: The USSR in Reconstruction, 1944;  
ders., Reconstruction: USSR, in: TASK 7/8, 1948
- 32) H. Blumenfeld, The Tidal Wave of Metropolitan Expansion, in: Journal of the American Institute of Planners, vol. 20, 1954
- 33) in: The Town Planning Review, vol. XXIV, No. 1, April 1953
- 34) in: Journal of the American Institute of Planners, vol. 21, 1955
- 35) etwa vergleichbar mit Flächennutzungsplänen und den Untersuchungen zum FNP in der BRD
- 36) ed. by Paul D. Spreiregen, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1967
- 37) ed. by Paul D. Spreiregen, Wiley Interscience Publication, John Wiley and sons, New York, Chichester, Brisbane, Toronto
- 38) Interview 1
- 39) „Scale in Civic Design“, op.cit., S. 46

Seit dem Mai 1983 werden am Forschungslabor für Experimentelles Bauen, Gesamthochschule Kassel, einwöchige Lehm-Bau-Einführungskurse durchgeführt. Die Veranstaltung wird im Rahmen des Kontaktstudiums der Gesamthochschule Kassel angeboten und umfaßt eine theoretische Einführung in das Bauen mit Lehm (geschichtliche Aspekte, Materialeigenschaften, die verschiedenen Verarbeitungs- und Herstellungstechniken) sowie die praktische Arbeit in Kleingruppen (Mischen und Aufbereiten von Lehm, Herstellen von Lehmziegeln, Mauern eines Tonnengewölbes, Herstellen einer Lehmstampfwand, Herstellen einer Naß-Lehmwand aus extrudierten Lehmsträngen, Putzen einer Innenwand mit Lehmputz). Spezielle Probleme der Fachwerkhaussanierung werden nicht behandelt.

Die Einführungskurse richten sich an Architekten, Bauingenieure und Bauhandwerker, die sich beruflich weiterbilden wollen (ca. 50 Prozent der bisherigen Teilnehmer) und an potentielle Bauherren bzw. Bauherinnen, die sich Kenntnisse für den Bau des Eigenheimes aus Lehm aneignen wollen (ca. 50 Prozent der bisherigen Teilnehmer).

85 Prozent der Teilnehmer zeigten Interesse für einen Vertiefungskurs. Diese Kurse für „fortgeschrittene Lehm-Bauer“ werden ab Frühjahr 1984 angeboten. Dabei soll ein kleinerer Versuchsbau errichtet werden, an dem die wichtigsten der beim Lehm-Bau auftauchenden Probleme erörtert und baulich umgesetzt werden (Fundamente, Sockel, Tür- und Fensteranschlüsse, Dach- und Deckenanschlüsse usw.)

Die anfallenden Kosten der Kurse werden von den Teilnehmergebühren gedeckt. Die Organisation der Kurse wird von der Kontaktstelle für wissenschaftliche Weiterbildung der GhK, dem Kasseler Hochschulbund und dem Fachbereich Architektur unterstützt.

Die Leitung der Kurse liegt bei Gernot Minke, die praktische Betreuung bei Günter zur Nieden, die Organisation bei Hiltrud Lüders und Ulrich Merz.

Die praktischen Übungen, die während des Einführungskurses durchgeführt werden, erfolgen in vier Kleingruppen mit je 5 Kursteilnehmern. Sie werden im folgenden durch Abbildungen und Kurztexte näher erläutert.

**Lehmziegelproduktion** (Abb. 1, 2): Zum Aufbereiten und Mischen des Lehms dient eine „ausgediente“ Brotteigmaschine, die zum Schrottpreis erstanden wurde. Der dickbreiige Lehm wird in Klumpen in die genähte Holzform geworfen, angepresst und mit einem Brett abgezogen. Aus Gründen der Arbeitserleichterung kommt ein Tisch zum Einsatz, der das Arbeiten in gebückter Haltung vermeidet.

Der fertige Lehmziegel bleibt zunächst einige Zeit flach liegen, bis er soweit angetrocknet ist, daß er auf die Seitenfläche gestellt werden kann. Je nach Wetter und Lehm-mischung ist er nach 1-6 Tagen soweit ausgetrocknet, daß er vermauert werden kann.

**Nubisches Gewölbe** (Abb. 3): Das nubische Gewölbe, das bereits in dem Tempelbezirk Ramses II in Oberägypten vor 3000 Jahren verwendet wurde, läßt sich mit einer speziellen Mauertechnik ohne Schalung oder Lehren herstellen. Die Bögen, deren Form einer umgekehrten Kettenlinie entspricht, werden aus 20 x 20 x 6 cm großen luftgetrockneten Lehmsteinen gemauert. Dabei ist es wichtig, daß die Bögen um ca. 20° geneigt sind und die Lehmsteine

## Einführungskurs Lehm-Bau

Ein Seminar von Gernot Minke/Kassel



1.



2.



3.



4.



5.



7.



sich an der Stoßfuge berühren. (Sonst rutschen die Steine in dem feuchten Lehmörtelbett ab und der Bogen stürzt ein.)

**Aufbringen eines Lehmputzes** (Abb. 4): Ein Lehmputz für Innenwände läßt sich relativ einfach herstellen, wenn der Lehm stark mit Sand gemagert, mit Faserstoffen versehen und in dünnen Schichten aufgebracht wird. Außenputze aus Lehm sind in unserem Klima problematisch. Das Einreiben von Kalk verbessert die Haltbarkeit. Unbedingt notwendig ist jedoch ein zusätzlicher wasserdichter Anstrich mit niedrigem Wasserdampfdiffusionswiderstand.

**Lehmstrangpreßtechnik** (Abb. 5.): Mit dem vom Forschungslabor in Zusammenarbeit mit der Fa. Heuser entwickelten Strangpreßgerät läßt sich in einer Minute ein bis zu 2 Meter langer 8 x 16 cm dicker Lehmstrang erzeugen. Aus den feuchten Lehmsträngen lassen sich Wandkonstruktionen – aber auch Möbel, wie Abb. 6 zeigt – ohne Schalung und ohne Mörtel herstellen. Der Nachteil dieser Technik: die Lehmstränge schrumpfen beim Austrocknen relativ stark (3–4 % linearer Schrumpf), die Risse müssen noch im feuchten Zustand ausgebessert werden. Durch ein Vortrocknen der Stränge, wie in Abb. 6 sichtbar, läßt sich das Schwinden jedoch reduzieren.

**Errichtung einer Lehmstampfwand** (Abb. 7.): Zur Errichtung einer massiven Lehmstampfwand dient eine Kletterschalung aus Holz, in der der krümelige, schwach erdfeuchte Lehm von einem elektrisch betriebenen Rüttler verdichtet wird. Wenn die Lehm Mischung in ca. 7 cm Dicke eingeschüttet wird, läuft der Rüttler selbständig in den Schalung hin und her und verdichtet den Lehm auf 55–60 Prozent des Ausgangsvolumens. Durch den minimalen Wassergehalt, die starke mechanische Verdichtung und durch vertikale Elementfugen werden Schrumpfrisse in der Wand nahezu vermieden. Der lineare Schrumpf beträgt lediglich 0,4 Prozent (gegenüber 2 Prozent bei der traditionellen Stampftechnik).

aus: EX-BAU INFO. Es erscheint in unregelmäßigen Abständen.

## Arbeitskreis Wohnen + Umwelt

### Forschungsprojekte des Instituts Wohnen + Umwelt, Darmstadt

Im Arbeitsprogramm 83/84 finden sich im Bereich 'Stadtentwicklung u. Wohnumfeld' u.a. folgende Projekte:

- Nutzung von Brachflächen in Altbauquartieren
- Bürgerbeteiligung an der Straßenverkehrsplanung
- Handbuch Bürgerbeteiligung

Unter 'Wohnungspolitik':

- Kommunale Wohnungspolitik in Hessen
- Bewohnerbeteiligung und Selbsthilfe im Mietwohnungsneubau (Wohnexperimente)
- Ursachen der Entstehung von Obdachlosigkeit

**Kontakt:** Institut Wohnen und Umwelt, Annstr. 15, 6100 Darmstadt, ☎ 06 151-26 911.

### Studentisches Wohnen

Ein Bericht über ein Seminar mit diesem Thema ist erhältlich bei: AG SPAK, Kistlerstr. 1, 8000 München 90.

# Zeitschriften-schau



Casabella Nr. 498/499

**Architektur als Modifikation**, Architektur als Eingriff in und Transformation von vorhandenen Strukturen: so ist das Doppelheft Januar/Februar 1984 von Casabella überschrieben.

Jede neue Architektur ist auch eine Modifikation des Existenten. In der vorliegenden Nummer von Casabella geht es jedoch nicht allein darum, diese offensichtliche Aussage durch ein paar neue Beispiele zu belegen, sondern vielmehr, wie es **Vittorio Gregotti** ausdrückt, um die weiterführende Fragestellung, ob heute, in einer Zeit der relativen Stagnation umfangreicher Baumaßnahmen *ex novo*, die Genese einer konzeptionellen Methodik der Modifikation, wenn nicht sogar einer regelrechten *Sprache der Modifikation* (so wie es für die Avantgarde der Zwanziger Jahre eine *Sprache des Neuen* gegeben hat), nachzuweisen sei.

Versteht man jede architektonische Maßnahme als den Eingriff in ein Gewebe von vorhandenen Strukturen, so bringt dies ein ganz bestimmtes, weit intensiveres Verhältnis als das der klassischen Moderne zur Geschichte und zum Kontext des Ortes mit sich: so Gregotti in seinem einleitenden Essay, in dem er eine Klärung von Begriffen wie *Modifikation*, *Zugehörigkeit* (zu einem bestimmten Ort, einer Kultur, einer Tradition), *Kontext*, *Erinnerung* u.a. versucht. Architekturhistorisch wird dabei die Bedeutung der Gruppe um **Ernesto Rogers** (er setzte sich als erster mit den „*preesistenza ambientale*“, den Vor-Gegebenheiten des Ortes, auseinander) in den fünfziger Jahren und den Vertretern der typologisch-morphologischen Analyse in den sechziger Jahren in Italien in ein neues Licht gerückt. Diese legten sozusagen die theoretischen Grundsteine für einen weiten Teil der derzeitigen Entwurfspraxis. (Ein weiterer Artikel am Ende des Heftes ist unter dem Titel „*Preesistenza*“ ausschließlich den Arbeiten von Rogers, unter anderem der *Torre Velasca* in Mailand gewidmet.)

Die Nummer gliedert sich in drei Abschnitte, die mit *Strategien der Modifikation I, II und III* überschrieben sind und drei unterschiedliche Maßnahmeebenen festlegen:

1. das individuelle Gebäude (hier stehen materielle und funktionelle Aspekte im Vordergrund sowie

die Veränderung von Gebrauchsweisen);

2. das unmittelbare Umfeld eines Gebäudes (womit ein Baublock, ein Quartier, ein städtischer Platz gemeint sein können – hier steht die Beziehung zwischen dem einzelnen Gebäude und seinem Kontext im Vordergrund und mögliche Modifikationen dieser Beziehung);

3. die urbane und territoriale Struktur (Veränderungen von Morpho-



logie, Infrastruktur, Landschaft u.a.).

Zu jeder dieser drei Ebenen werden Texte und Beispiel vorgestellt: so etwa zur ersten Ebene **Ungers'** Vorschlag für das *Postmuseum in Frankfurt* (die Modifikation einer Stadtvilla durch deren Verdoppelung), die Erweiterung der *Whitechapel Art Gallery* in London von **Colquhoun** und **Miller** und **Juan Navarro Baldewegs** Umnutzung der *Mühlen in Murcia*. Einige der Arbeiten von **James Stirling** werden der zweiten Ebene zugeordnet, insofern sie eine bewußte Auseinandersetzung mit den vorgegebenen städtischen Strukturen bis hin zu deren Manipulation suchen (Projekt für das Zentrum von *Derby* oder für die *Dresdner Bank in Marburg*) oder gar einen urbanen Kontext *en miniature* simulieren (zurückverfolgt bis auf den frühen Entwurf für das *Churchill College* in Cambridge, 1958). Weiterhin werden die Italiener **Gabetti** und **Isola** mit ihrer Rekonstruktion eines innerstädtischen *Baublocks* in *Turin* vorgestellt sowie, auf der dritten Ebene, u.a. Vorschläge für eine neue territoriale Identität von *Marne-la-Vallée* bei Paris und **Alvaro Siza**s Arbeiten im *Malagueira-Quartier* in Evora. Siza, der seine Arbeit als die „Suche nach vorhandenen Indizien“ begreift, faßt dabei noch einmal das Leitwort zusammen, unter dem diese Ausgabe von Casabella steht: „Alles, was vorhanden ist, ist wichtig... nichts kann aus dieser Realität ausgeschlossen werden.“

### Casabella Nr. 500/ März 1984

Mit dieser Nummer startet Casabella eine neue Serie: Sie befaßt sich mit der Situation junger Architekten und Hochschulabsolventen in verschiedenen Ländern Europas und dem Übergang von der Hochschule in die berufliche Praxis. Der erste Beitrag ist der Situation in Frankreich gewidmet: „*Eine neue Schule in Frankreich?*“ Zwanzig junge Architekten werden vorgestellt, alle etwa Jahrgang 1950 bis 1955, mit Hochschulabschluß in den Jahren 1975 bis 1980 – die erste Generation, die nach 1968 ausgebildet wurde, an den damals im Zuge der Studentenunruhen neu eingerichteten „*Unités Pédagogiques*“ (UP).

Die Namen der Lehrer sind inzwischen auch in Deutschland bekannt

(**Castex, Panerai, Boudon, Grumbach, Devillers, Lion, de Portzamparc u.a.**). Drei von ihnen – **Henri Ciriani, Bernard Huet, Paul Chemetov** – nehmen in dem Beitrag Stellung zu den Zielen und Ansprüchen der Ausbildung an den UPs:

- Wiederbelebung der Architekturtheorie,
- Auseinandersetzung mit der Geschichte
- Neubegründung einer Entwurfs- und Raumlehre.

Die Namen der Architekten sind uns noch weitgehend fremd: Jeder wird mit einer Kurzbiographie und einigen Arbeiten vorgestellt. Dabei überrascht die relative Fülle der realisierten Werke: vor allem Wohnungsbau an den Stadträndern und in den „*Villes Nouvelles*“, aber auch Büro- und Fabrikgebäude. Der größte Teil der veröffentlichten Projekte (darunter zahlreiche erste Preise bei nationalen Wettbewerben) ist zwar Papier geblieben, doch die verwirklichten Beispiele sind umso mehr eine Bestätigung der prinzipiellen Realisierbarkeit der Ansprüche und Theorien dieser jüngsten französischen Architektengeneration.

Die günstigen Ausgangsbedingungen, die sie dabei in Frankreich vorgefunden bzw. sich erkämpft haben (besondere Förderungsprogramme wie *Programme Architecture Nouvelle*, Wettbewerbe, die *Albums de la Jeune Architecture* u.a.) beschreibt Jean-Paul Robert in dem begleitenden Bericht. Weitere Beiträge in diesem Heft von Casabella: **Kenneth Frampton**s Essay über einen „kritischen Regionalismus“, **Massimo Scolari**s „Geschichte der Axonometrie“ und **Gino Valles** Gebäude für die IBM-Niederlassung bei Mailand



Lotus 39

Die „Verschönerung“ der Städte, die Gestaltung der öffentlichen Räume, die Ausstattung von Straßen, Alleen, Plätzen und Grünanlagen: Um diese Themen kreisen die Beiträge in der vorliegenden Nummer von Lotus, einer Zusammenstellung von älteren und neueren Entwurfs-vorschlägen für einen *städtischen Raum*, der durch seine architektonische Qualifizierung dem städtischen Organismus Einheit verleihen und seiner fortschreitenden Auflösung und Fragmentierung entgegenwirken soll.

Beim Durchblättern des Heftes fällt zunächst die große historische Bandbreite der Beiträge auf: Es beginnt mit den Vorschlägen von **Blondel** für Metz und Straßburg aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Dann folgt das Paris der Französischen Revolution, das durch Planung und (allerdings nur partielle) Verwirklichung von monumentalen Außenräumen und Repräsentationsarchitekturen (*Arenen, Amphitheatern, Portiken, Triumphbögen*) sich zu einem neuen, zweiten, imperialen Rom entwickeln möchte.



Hegemanns Veröffentlichung aus dem Jahre 1922, *Civic Act*, ein Handbuch über die Verschönerung unserer Städte mittels einer weitgehend klassizistischen Grammatik von Ausstattungselementen, wird in seinem Verhältnis zu den zeitgenössischen funktionalistischen Stadtbegriffen eines Hilbersheimer oder Le Corbusier ebenso angesprochen wie die italienischen Bemühungen um eine Gestaltung des öffentlichen Raums in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts: Drei Beispiele – das neue Zentrum von Bergamo (1906-1926), die *Piazza della Vittoria* in Brescia (1929-1932), das *EUR-Quartier* in Rom – verdeutlichen eine Kontinuität rationalistischer Planung, die zweifelsohne im faschistischen Monumentalismus kulminiert, aber auch schon viel früher, seit den Jahren nah der Jahrhundertwende, als eine Gegenbewegung zum eher „romantischen“, „pittoresken“ Städtebau etwa eines Camillo Sitte nachweisbar ist.

Zwei gegenwärtige, vollkommen unterschiedlichen Arten und Weisen der Auseinandersetzung mit dem Stadtraum stellen die Arbeiten von Rob Krier auf der einen und der Spanier Viaplana und Pinon auf der anderen Seite dar. Mit seinem Schinkelplatz in Berlin ist Krier auf der Suche nach der Wiederbelebung des traditionellen Städtebaus: der Platz als orthogonale Kreuzung von zwei Straßen und Mittelpunkt eines kleinen Quartiers, der Platz als Hohlraum im geschlossenen Gewebe der Wohnbauten, die Charakterisierung des Platzes durch die Fassaden der angrenzenden Bebauung. Den Vorschlägen der beiden Spanier für Plätze und Parkanlagen in Barcellona und Murcia ist dieser traditionell-klassizistische Anspruch völlig fremd: in ihren öffentlichen Räumen dominieren artifiziell-technizistische Elemente wie grazile, verdrehte und gekippte Metallstrukturen und -gespinste, Lichtstrahlen und Beleuchtungsaggregate, diagonale Linien und Wegführungen, abstrakte Geometrien, steinerne Oberflächen, manchmal mit einer filigranen Wassertechnik überzogen.

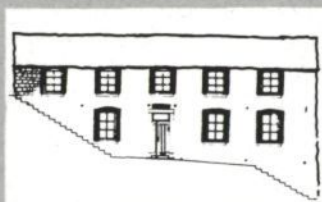
Des weiteren stoßen wir in dieser Nummer von Lotus auf Vorschläge von Venturi für Straßen in Minneapolis und Miami Beach, von Cellini und Cosentino für Plätze in Rom und Turin, von Diana Agrest für Blockstrukturen in Boston und Minneapolis.

Die Liste der Beiträge ist sicherlich gut sortiert. Doch eines stimmt nachdenklich: überall geht es – fast einmal, möchte man sagen – fast ausschließlich um die städtebaulich-formale Bedeutung des Raumes, und alle Entwürfe sind in erster Linie „schöne“ Zeichnungen. Die soziale Komponente, die Erörterung des öffentlichen Raumes als eines Ortes der Manifestation von sozialem Verhalten, bleibt ausgeklammert und damit auch die noch spannendere Frage nach der Überlagerung von sozialem und architektonischen Raum und deren wechselseitiger Beeinflussung.

Michael Peterek

## Wissenschaftsläden und Bürgerinitiativen

Über die Tagung „Wissenschaft – Wissen schaffen“, an der Wissenschaftsläden aus der ganzen BRD teilnahmen, gibt es ein ausgezeichnetes Protokoll samt großem Materialanhang. Wer es haben möchte, möge sich an:  
Ev. Akademie Bad Boll, zu Hn. Jobst Kraus wenden, Adresse 7325 Bad Boll



Haus Katzhecke 20

Die nähere Beschäftigung mit Stolberg bei Aachen, speziell mit seiner ökologischen Situation, läßt es fragwürdig erscheinen, dort unter den gegebenen Bedingungen überhaupt zu bauen.

Dies ist ein fiktives Projekt, dem lediglich die städtebaulichen und topographischen Bedingungen des Idgenberges in Oberstolberg zugrunde liegen.

# Wohnen am Abgrund

Diplomarbeit an der RWTH-Aachen 1983/84

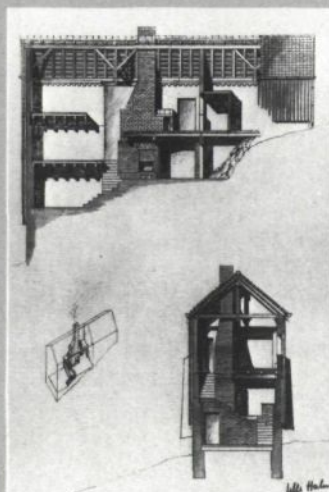
## Das städtebauliche Konzept

Der Seifenhof (1) ist ein städtisches Unterzentrum erster Ordnung in Oberstolberg. Er wird an seinen Platzwänden geschlossen und mit städtebaulichen Akzenten wie Hauptbrunnen und Bürgerinitiativenturm (Greenpeace) etc. als öffentlicher Stadtraum definiert.

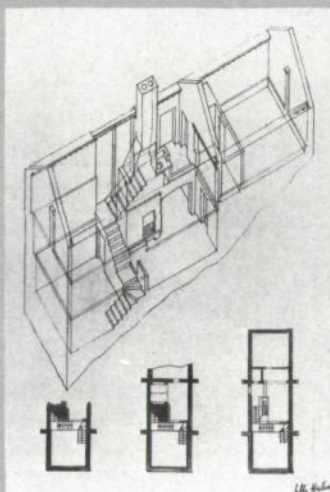
Der Idgenberg (2) wird als Siedlung für 50 - 70 Bewohner ein kleines städtisches Unterzentrum zweiter

Ordnung. Es hat zwar einen etwas privateren Charakter, ist aber trotzdem fußläufig mit dem Spazierwegnetz verbunden. Es wird durch das Backhaus (Feuer) und den Regenbrunnen (Wasser) näher charakterisiert.

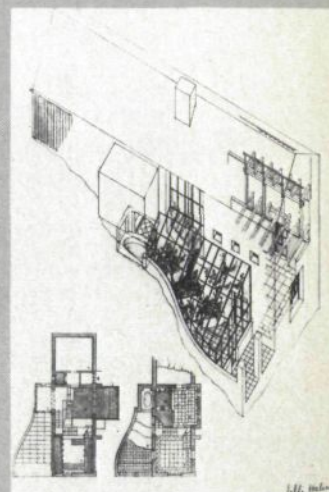
Die Straßenerschließung erfolgt im Norden über die auf der alten Kacklohenstraße geführten Verlängerung der Katzhecke, die im Osten in die Vogelsangstraße einmündet. Südlich wird der Hang von der Vogelsangstraße erschlossen. Die Sied-



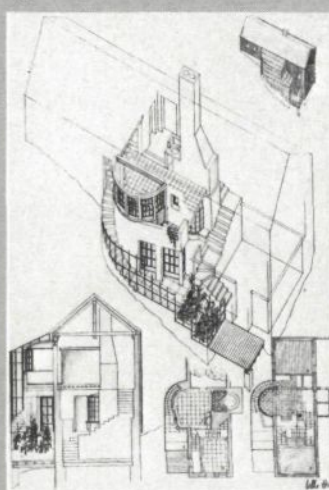
1.



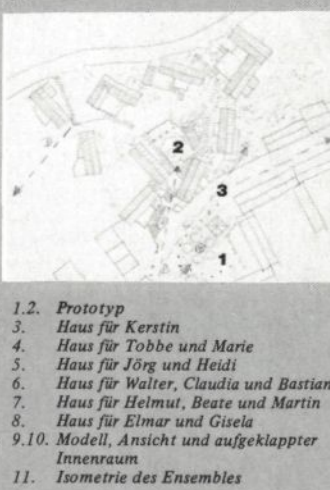
2.



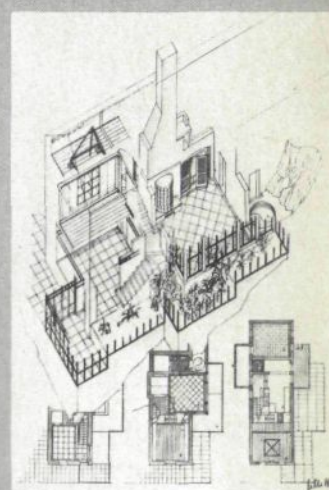
3.



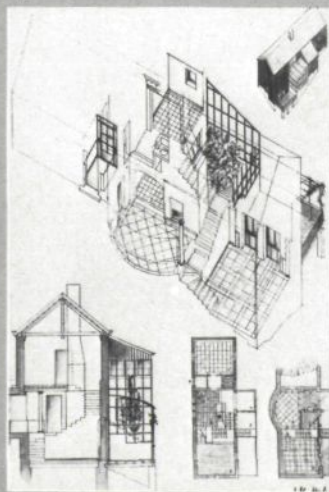
4.



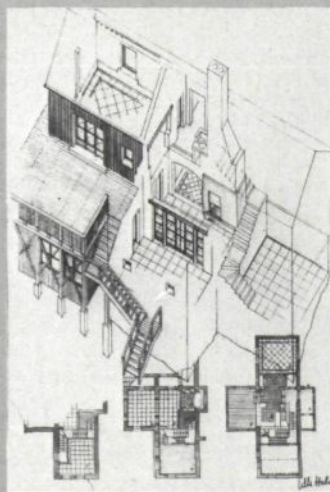
5.



6.



7.



8.



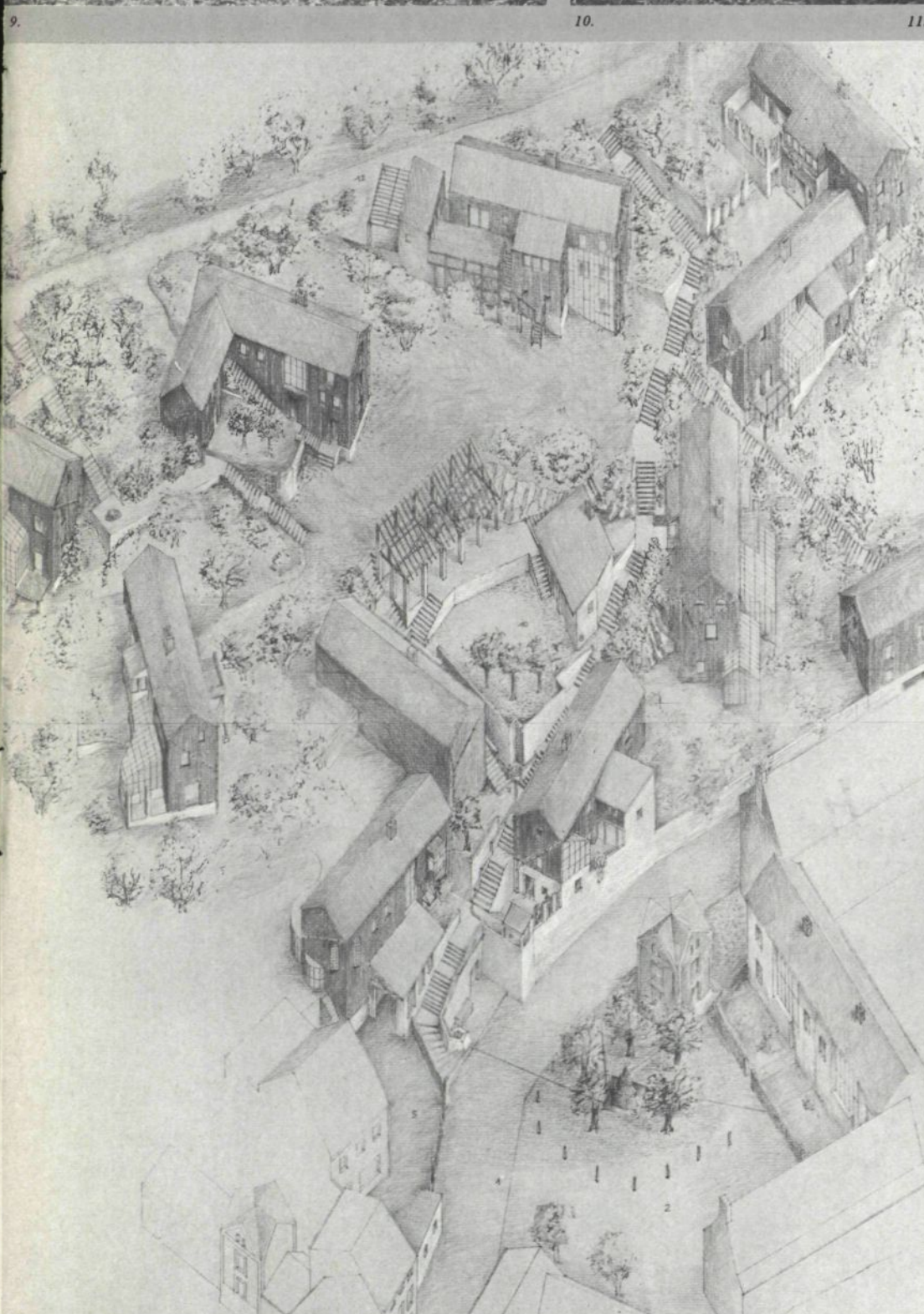
9.

- 1.2. Prototyp
3. Haus für Kerstin
4. Haus für Tobbe und Marie
5. Haus für Jörg und Heidi
6. Haus für Walter, Claudia und Bastian
7. Haus für Helmut, Beate und Martin
8. Haus für Elmar und Gisela
- 9.10. Modell, Ansicht und aufgeklappter Innenraum
11. Isometrie des Ensembles





Fotos: Serwe/ Aulöster



lung selbst wird durch Treppen erschlossen, was aufgrund der Hanglage nicht anders möglich ist.

Innerhalb des Baugrundes vollzieht sich der Übergang zwischen Stadt und Land. Dies wird städtebaulich durch eine sich auflösende Hangerschließung, über Terrassierungen bis hin zu einer Ganzüberwachung des so belasteten Hanges nachvollzogen.

Bebauung, Vegetation sowie Organisationsformen der Bewohnergemeinschaft sollen ein angemessenes Verhältnis Mensch-Natur definieren. Der Mensch ist am Ort „Idgenberg“ zu Gast, nimmt die Landschaft nicht in Besitz, sondern nistet sich ein. Er „urbanisiert“, vergewaltigt den Hang nicht, sondern akzeptiert seinen Charakter und arrangiert sich mit ihm, verstärkt ihn vielleicht noch dadurch, daß er ihn erlebbar werden läßt.

Der Maßstab der Bebauung und die Art der Häuser sind aus der Situation und der Umgebung hergeleitet.

### Das Haus

Der Langhaustyp ist in der Stolberger Gegend stark verbreitet. Besonders gut gefiel mir das Haus Katzecke 20. Daraus entstand ein Prototyp eines Hauses mit den folgenden Qualitäten:

### Entwurfsprozeß

- 1) Entwicklung des Prototyps
  - 2) Städtebauliches Konzept  
= Grundlage für Bauherrengespräch
- (Modell vom Gelände 1:200  
Modell des Prototyps 1:20  
Isometrie und Grundriß des Prototyps)

Während des Entwurfsprozesses habe ich auf zwei verschiedene Arten ausprobiert, den Prototyp auf seine Anwendbarkeit unter verschiedensten städtebaulichen sowie sozialen Bedingungen zu testen.

Wie es immer mein Wunschtraum war, habe ich Freunde und Bekannte als fiktive Bauherren dieser Siedlung angesprochen. Im Gespräch habe ich mit den oben erwähnten Hilfsmitteln ein Raumprogramm von den „Bewohnern“ erhalten, das ich mich anschließend bemühte, in den von ihnen ausgewählten Haus umzusetzen.

**Haus Elmar und Gisela**  
(Fischzüchter/Studentin)  
Entwurfsschwerpunkt: Eingangsraum/ Kaminraum

**Haus Tobbe und Marie**  
(Referendar/Studentin)  
Entwurfsschwerpunkt: Abfolge von Raumqualitäten: Kaminraum – Essraum – Wintergarten – Veranda

**Haus Jörg und Heidi**  
(Studenten der Heilpraktik)  
Entwurfsschwerpunkt: Individualräume

Die zweite Art der Partizipation bestand darin, kundigen Freunden den Prototyp an die Hand zu geben, um zu sehen, was sie auf ihm machen. Dabei sind sehr schöne Entwürfe entstanden.

Die skizzenhaft ausgearbeiteten Häuser sind von

- Regina Becher und Jaqueline Oosterhaalen
- Elmar Heimbach
- Andreas Diltthey

Ulli Hahn



Die Stadt Kassel: im Politischen unterscheidet sie sich nicht groß von anderen Städten. Sie hat eine regierende Partei, deren Vertreter vor allem die Bürokratie vertreten, und eine Opposition, die über ein kleines Sperrpotential verfügt, sodaß ihr bei den öffentlichen Beschlüssen Konzessionen gemacht werden müssen. Diese Beschlüsse werden dann von der Bürokratie wieder unterlaufen. Ein Beispiel: es wird zwar ein Etat für Fahrradwege eingeräumt, diese Wege werden aber dann nicht etwa da gebaut, wo Radfahrer tatsächlich vom Verkehr gefährdet sind; der Etat wird vielmehr zum Ausbau der Parkwege verwendet.

Wie jede Universitätsstadt verfügt auch Kassel über eine APO von unterschiedlichen Schattierungen, die jeweils Demos veranstalten; dieses Phänomen situiert sich irgendwo zwischen Routine und Folklore. Schließlich hat Kassel eine Monopol-Zeitung, die es versteht, aus politischen Nachrichten bloße Ereignisse, und aus bloßen Ereignissen politische Nachrichten zu fabrizieren; wir nennen sie, wegen ihrer aufbauenden Berichterstattung, die „Positive Allgemeine“. Daneben gibt es die alternative „Statt-Zeitung“, die ihrer lokalen Verwurzelung dadurch gerecht wird, daß sie vorwiegend überörtliche Fragen behandelt: Frauenprobleme, Knastprobleme und Dritte Welt.

In dieser Situation wirkte Beuys' Verwaltung von Kassel aus zwei Gründen aufklärerisch: einmal deshalb, weil sie als öffentliche Kontrahenten nicht die Politik wählte, sondern die Realität, nämlich die Bürokratie; und dann, weil sie sich auf der politischen Ebene weder auf die Seite der legalen Gewalt stellt noch auf jene der Alternativen, sondern genau dazwischen, nämlich mit einem Bein in der Bürokratie und mit dem andern im Felde der Herausforderer eben dieser Bürokratie. Beides, die richtige Wahl der Zielrichtung auf die Bürokratie, und die Stellung „zwischen“ Officialität und Illegalität haben jene Verblüffung ausgelöst, die der Aktion zum Erfolg verhalfen.

Schlau genug hat Beuys die Sache angelegt; der geniale Einfall liegt in der Verbindung von Baum und Stein. Eingeladen von der documenta 7, eine Skulptur auf dem Friedrichsplatz zu entwerfen, schlug Beuys vor, hier die Basaltsteine malerisch zu stapeln. Dieses erwies sich als lebenswichtig für die Baumbepflanzung: denn als ein höchstgestellter Beamter die Verwaltung von Kassel verbieten wollte, machte der sich eines Zugriffs in die Zuständigkeit des d 7-Direktors schuldig und mußte zurückkrebsen. Zudem garantierte die „soziale Plastik“, der sich gleichen Schritts mit der Baumbepflanzung verminderte Steinhäufen auf dem Friedrichsplatz, die Durchführung der Pflanzung bis zum Ende. Gleich zu Anfang hatte ein Journalist Beuys gefragt, was denn sei, wenn in Kassel diese 7000 Bäume keinen Platz fänden, und Beuys antwortete: „Dann pflanzen wir die Bäume anderswo, dann wissen die Bürger von Kassel, wenn die Steine vom Friedrichsplatz weggefahren werden, daß die Bürger von Göttingen Bäume erhalten.“

Gut gewählt war auch der Augenblick. Die Kasseler Gartenbürokratie hatte gerade die Bundesgartenschau 1981 hinter sich gebracht, die dreierlei Folgen hatte:

- Die Schaffung neuer und geschöner Anlagen hatte Pflegekosten zur Folge, ohne daß für die kommenden Jahre der Etat erhöht werden konnte,

## Die „Verwaltung“ als Aufklärung



Die Basalte auf dem Friedrichsplatz

Fotos: Annemarie Burckhardt

- Das angekündigte Programm, im Rahmen der Bundesgartenschau 1981 Kasseler Quartiere zu begrünen, war in rudimentären Anfängen steckengeblieben; die Bürger hatten vergeblich auf wohnungsnahe Verbesserungen gewartet.
- Die BuGa 1981 hatte sich garten-technische Fehlentscheidungen zu Schulden kommen lassen, deren Veröffentlichung die Glaubwürdigkeit des Gartenamtes erschütterte.

Bei richtiger Einschätzung dieser Lage blieb der Kasseler Bürokratie nicht viel anderes übrig, als das Experiment Beuys nicht nur zu dulden,

sondern sich an dessen Spitze zu stellen und einen Teil sich abzeichnenden Erfolges dem eigenen lädierten Prestige zuzuschlagen.

Dieser Entschluß der Verwaltung bewirkte ganz allgemein einen Stimmungswandel im Rathaus; nicht nur für die Beuys-Bäume, sondern auch für andere das Gartenamt betreffende Fragen, seien es Begehren von Bürgern oder allgemeine Entschlüsse, etwa den Verzicht auf Unkrautvertilger: – Plötzlich wurde möglich, was kurz zuvor noch als utopisch und wirklichkeitsfremd abgelehnt worden war. Darin, in dieser



Joseph Beuys beim Pflanzen des 2000sten Baumes



Erweiterung des Gesichtsfeldes der Verwaltung selbst, liegt der eigentliche politische Erfolg von Beuys' Aktion.

Was ist nun allgemein der aufklärerische Gehalt der Beuys'schen Verwaltung? Was können wir an Übertragbarem daraus lernen? – Zunächst ein Paradox: wir können daraus lernen, daß es allgemeine Regeln der politischen Opposition nicht gibt. In der 1970er Jahren, als die Lehren aus dem Jahr 1968 gezogen werden sollten und man sich für eine vorsorgliche Beteiligung und Einbeziehung der „Betroffenen“ oder der Bürger im allgemeinen einsetzte, wurde vielfach die Frage diskutiert, wie eine solche, nun im wörtlichen Sinne außerparlamentarische Willensäußerung institutionell in das politische Geschehen eingebaut werden könnte. In England, wo früher als bei uns Mißerfolge der Großplanungen öffentliche Boykott-Situationen hervorgerufen hatten, wurde auf Vorschlag von Lord Scaffington die obligatorische Bürgerbeteiligung in Planungsfragen eingeführt. In Deutschland und in der Schweiz entstanden die sogenannten Bürgerinitiativen, indem sich Gruppen von Betroffenen als Veto-Power zu etablieren versuchten. Die Rathäuser kamen dieser Bewegung dadurch entgegen, die sie diesen Gruppen Einblick, Mitspracherecht, ja sogar offiziellen Status und öffentlich bezahlte Räume oder sogar Sekretariate offerierten. Kaum waren diese Gruppen in der Weise etabliert (Beispiel Forum München), hörte man nichts mehr von ihnen; die Routine der Verwaltung hatte sie absorbiert.

Der Prozeß, der sich hierbei abspielte, kann folgendermaßen charakterisiert werden: Verwaltung und Betroffenenengruppen sind zwei gegeneinander spielende „lernende Systeme“. So wie nach 1968 Bürgergruppen rasch gelernt haben, daß sie gewisse Verwaltungsentscheide angreifen und sogar umwerfen können, so hat die Verwaltung in der Folge ebenso rasch gelernt, diese Angriffe zu parieren und die Willensäußerungen der Bürger in die von der Verwaltung gewünschte Richtung umzubiegen. Mit anderen Worten: jede Aktion wirkt nur noch durch ihren Überraschungseffekt auf die jeweils andere Seite; kein Trick kann wiederholt werden, denn nunmehr hat der Gegner eine Abwehrstrategie bereit. Nach der offiziellen Etablierung von Beiträgen, Bewohnerräten, Mitsprachegremien und machtlosen Quartierparlamenten einerseits, der ideologischen Isolierung von Demonstrationen, Verkehrsblockierungen und Hausbesetzungen andererseits, schienen sich die Fronten soweit wieder beruhigt zu haben, daß die Verwaltung wieder zum System der routinemäßigen Übertölpelung des Bürgers überging.

In dieser Situation hat die „Verwaltung“ gezeigt, daß es immer noch möglich ist, durch einen überraschenden Einfall nicht nur Veto-Power zu entfalten, sondern sogar Dinge durchzusetzen, die dem Konzept der Verwaltung zuwiderlaufen. Was Beuys getan hat, die Verwaltung von Kassel, hätte, rein materiell, aus Anlaß der Bundesgartenschau 1981 ebenfalls durchgeführt werden können, wenn man es gewollt hätte. Mann wollte aber nicht. Deshalb hat Beuys' Aktion über diesen materiellen Erfolg hinaus einen Effekt der Aufklärung, der einerseits die Verwaltung zwingt, sich kollaborativ zu verhalten, andererseits aber dem Bürger Mut macht, ähnliche Dinge wieder zu verlangen.

Lucius Burckhardt



Im Dezember 1983 vergab die Stadt Stuttgart ihren Paul-Bonatz-Preis – zum siebten Mal seit 1959. Mit diesem Preis sollen Bauten in Stuttgart ausgezeichnet werden, die „vorbildlich und beispielhaft wirken“. Was aber ist in diesem Sinne preiswürdig heutzutage? Das lokale Ereignis der Preisverleihung macht recht exemplarisch das Dilemma heutigen Bauens deutlich, wenn man die Glitzerwelt der Internationalen Bauausstellung und des Museumufers verläßt. Das Preisgericht 1983 (Werner Durth, Darmstadt; Helga Faßbinder, Eindhoven; Carl Fingerhut, Basel; Reinhard Gieselmann, Wien; W. von Wolff, Konstanz) hat eine Chance genutzt, auf Vorbildliches und Beispielhaftes aufmerksam zu machen und damit eine pointierte Stellung bezogen.

1983 wurden zwei Preise und drei Belobigungen vergeben: für ein kirchliches Studien- und Ausbildungszentrum von K. Weber und W. Büxel, Büro Behnisch und Partner, (das seinen Rang schon früher durch den Hugo-Häring-Preis der Architektenkammer Baden-Württemberg unter Beweis stellte); für ein von Jugendlichen mitverwirklichtes Jugendhaus „Forum 3 e.V.“ von Werner Seyfert; für das den Stuttgarter teure Bohnenviertel, einem innerstädtischen Demonstrationsbauvorhaben, Architekten: Stocker, Haag, Darboune und Darke, Weber (Belobigung); für Studentenwohnungen in Selbstbau als Teil der Architekturausbildung (Belobigung) sowie für zurückhaltende Straßen- und Platzgestaltungen durch die Bauverwaltung, Architekten Döcker, Flad (Belobigung).

Schon diese zahlenmäßige Beschränkung ist fast eine Demonstration: 1975 wurden z.B. 16 Bauten einer Bonatz-Auszeichnung für würdig erachtet. So konnte es auch nicht ausbleiben, daß heuer die Jury mit den meisten ihrer Entscheidungen Pro und Contra herausgefordert hat. Aber das ist eigentlich auch das Beste, was dem Paul-Bonatz-Preis widerfahren konnte.

So programmatisch sich der Preis anhört, so wenig ist es ihm in seiner immerhin fast 25jährigen Geschichte gelungen, eine eigene Tradition zu erwerben. Läßt man die Auszeichnungen seit 1959 Revue passieren, so sind es nicht in erster Linie die auch heute noch gültigen architektonischen oder städtebaulichen Lösungen, noch nicht einmal die fulminanten Fehlentscheidungen, die das Bild des Preises prägen. Über die Chronik legt sich wie klebriger Brei die nur ärgerlichen Belanglosigkeiten auf dem Siegerpodest, noch nicht einmal dem „Zeitgeist“ verpflichtet, sondern nur noch dem momentan Modischen – insoweit ist der Preis aber schon wieder ein zeitgeschichtliches Dokument.

Die Jury 1983 setzte die Antithese zu manch hohler Architektur-Attitüde, die früher als vorbildlich galt. Dem oft nur Protzigen stellt sie mit Emphase das gemeinsam Erarbeitete, das Gewachsene, Unfertige, Spontane, Bescheidene gegenüber und hebt damit selten gewordene Tugenden ans Licht.

Aus dem Bericht des Preisgerichts: „Wie ein dünner Faden zieht sich da einiges, das aus den 50er Jahren eine bescheidene und anständige Zurückhaltung gerettet hat, hin zum anthroposophischen Bauen oder zu der intelligenten und sensiblen Anlage, die, in den Beurteilungsraum fallend, uns schließlich erleichtert aufatmen läßt in unserer Preisträgersuche.“

Und gleichzeitig entdecken wir hier und da einiges, dessen Unscheinbarkeit sich fast dem Auge entzieht: ne-

## Preisfrage

### Verleihung des Bonatz-Preises in Stuttgart



Studentenpavillons im Pfaffengrund

ben all den überdimensionierten, materialwichtigen Investitionsanlagen sind da Bemühungen im Gang gewesen, mit sparsamen Mitteln und bescheidener, begreiflicher Formsprache Lösungen zu finden, die Lebensbedürfnisse beantworten und nicht einen Bedarf an Repräsentation. Hier ist die Nutzbarkeit und Begreiflichkeit, die Raum läßt für Identifikation ohne Unterordnung und für aktiven Umgang mit dem Gebauten, sind kleine und kleinste Ansätze zu finden für unstandardisierte, bewegliche Verwandlungen der unwirtlichen Angebote einer verspekulierten, verwüsteten Stadtlandschaft. Ansätze, die noch die fast verschütteten Möglichkeiten ausnutzen, die in einem kahlen, denaturierten Universitätskampus zu finden sind oder an der Ecke einer lärmenden und hektischen Verkehrsader, oder zwischen den hilflosen, dörflichen Häusle, die in ihrer Bescheidenheit dem Zugriff touristischer „Verschönerung“ so wenig entgegensetzen können. Preiswürdig? Vielleicht sind die Kriterien der Baukunst strenger und umfassender zugleich anzulegen: Architektur als Beitrag zu einem menschenangemessenen, verantwortungsvollen, sparsamen Umgang mit den uns zur Verfügung stehenden Ressourcen, und Bauen als Gestaltungsprozeß, der die Unwirtlichkeit nicht nur verwandelt in ein befreiendes Formangebot, sondern auch im Prozeß ihrer Verwindung selbst der gebauten Umwelt ein soziales Lebensfeld schafft.“

Auf seine Weise ist damit diese Preisverleihung ebenso einseitig wie manch frühere. Niemand wird behaupten wollen, sie wäre sozusagen im öffentlich-rechtlichen Sinn „ausgewogen“. Wie „not-wendig“ jedoch eine solche Antithese war, läßt sich aus der Einmütigkeit des Preisgerichts schließen. Wie in den vergan-

genen Jahren auch, war die Besetzung eher zufällig zustande gekommen. Wenn die Auszeichnungen dennoch mit einstimmigen Voten vergeben wurden, so war die Kurskorrektur offensichtlich überfällig.

Die Jury hat auch in der Präsentation ihrer Entscheidung einen neuen Weg gesucht: Sie verpackte ihr Lob (und manchmal leisen Tadel) in imaginäre Briefe an Architekt und Bauherrn. Auch dies war umstritten, denn in der Tat trat so das Emotionelle in den Vordergrund und überdeckte die sachlichen Gründe der Entscheidung (Kritiker äußerten angesichts der kunstvollen „Sprachebräuche“ den Eindruck, eher der Verleihung eines Literaturpreises beizuwohnen). Die Jury scheint sich des Risikos bewußt gewesen zu sein:

„Aus der laudatio wird eine Kette von Briefen mit Erlebnisbericht und würdigendem Nachwort. – Der Sachlage angemessen? Jedenfalls ein gemeinsamer Versuch, die Kluft zwischen den Beurteilungsexperten und den Erbauern zu überwinden und zu vermitteln, was uns nicht nur als Fachleute, sondern auch als Menschen bewegt hat beim Erleben der Stuttgarter Architekturkollektion der vergangenen Jahre.“

Die ARCH+-Leser mögen sich ein eigenes Bild machen: Im folgenden Auszüge aus diesen „Briefen zu drei der fünf ausgezeichneten Bauwerke.“

Friedemann Gschwind

#### Eine Belobigung: Studentenpavillon im Pfaffenwald, 1983

Liebe Bewohner der Bretterhäuser,

da sagte doch jemand, im Pfaffenwald stünde ein gebauter Faschings-

scherz. So etwas wollte das Preisgericht sich nicht entgehen lassen, und in der Tat, was im Regenschleier bei beginnender Dämmerung sichtbar wurde, gab dem Kritiker recht: Faschingsfröhlich wurde man angesichts dieses kleinen, zarten, hölzernen Davids, der sich so streitlustig dem drohenden Goliath auf zwei dicken Laborbeinen entgegenstellt. Der zierliche Kleine dort, windzerzaust, in seiner unprofessionellen Hand eine Schleuder, deren Geschloß Zukunft heißt, er wird diesem vielleicht 15 Jahre alten, unflätigen Riesen ein Loch in die Stirne schießen, eine Stirne, hinter der die Gedanken seit ihrer Entstehung zu einem Block aus eisiger Ignoranz gegenüber vitalen Lebensbezügen gefroren sind.

Lieber kleiner David, bleibe standhaft, denn hinter dem gefällten Goliath steht noch ein Heer von Gegnern. Sie sind bewaffnet mit Überperfektion, Überdimension, beziehungslosen Richtwerten, Denkschriften von Rechnungshöfen, Hierarchien im Wissenschaftsbetrieb, Kaskaden von Ansprüchen, modischer Kurzatmigkeit. Setz dagegen Deinen Reichtum an Einfällen, Innovation, Spontaneität, Experimentierfreude, und Du wirst sehen, nicht mehr oft muß Du Deine Schleuder ziehen, bewahr Dir Deinen intelligenten Übermut. Sei nicht Faschings- sondern Fastnachtswesen – hier im Schwäbischen – kleiner David, tanze, springe, singe weiter, verhexe die übermächtige, fade Routine, strecke den Katalogisierten die Zunge heraus, flege den Spuk der Phantasielosigkeit hinweg, und Du wirst die Widersacher immer öfter in die Flucht schlagen und mit all Deinen Freunden die Wanderung in ein Land tun, wo machbare Wunder möglich sind.

Also Ihr Bewohner und Erbauer der Bretterhäuser, pflegt Euren David gut.

### Informationstechnologie und Stadtentwicklung

Die Auswirkung der neuen Informationstechnologien auf die Stadtentwicklung untersuchte jetzt das Deutsche Institut für Urbanistik (Difu) in Berlin. Für die vier Städte München, Stuttgart, Frankfurt und Köln sowie ihre Umgebungen werden Prognosen aufgestellt, wie die Glasfaser-Verkabelung Standortentscheidungen von Unternehmen und damit die Struktur der Ballungsräume beeinflussen wird.

Die Kernstädte von Ballungsräumen verlieren an Bedeutung; Betriebe siedeln sich vorwiegend an ihren Rändern an. Die Verdichtungsräume weiten sich insgesamt aus. Die vergrößerte Standort-Wahlfreiheit der Unternehmer schwächt den Einfluß der Gemeinden auf die Betriebe und verstärkt den Konkurrenzkampf zwischen den Kommunen. Heimterminals, Fernsehtelefone und andere neue elektronische Kommunikationsmittel vermindern, so das Difu, den Berufs- und Geschäftsverkehr. Das mache weiteren Straßenbau noch fragwürdiger, erschwere es aber auch, das Angebot im öffentlichen Verkehr aufrechtzuerhalten.

Die Studie Informationstechnologie und Stadtentwicklung kann beim Verlag W. Kohlhammer, Postfach 80 04 30 in 7000 Stuttgart 80 bestellt werden, umfaßt 170 Seiten und kostet 28 Mark.

aus: Info-Dienst Wohnen & Umwelt, Nr. 3, März 1984





## Haus Mensing

**Umbau eines Hauses in Wevelinghoven/Grevenbroich**

Das kleine Haus (ca. 45 m<sup>2</sup> Grundfläche) ist von drei Seiten eingebaut. Nur nach Südwesten schafft ein kleiner Hof Abstand zur Straße.

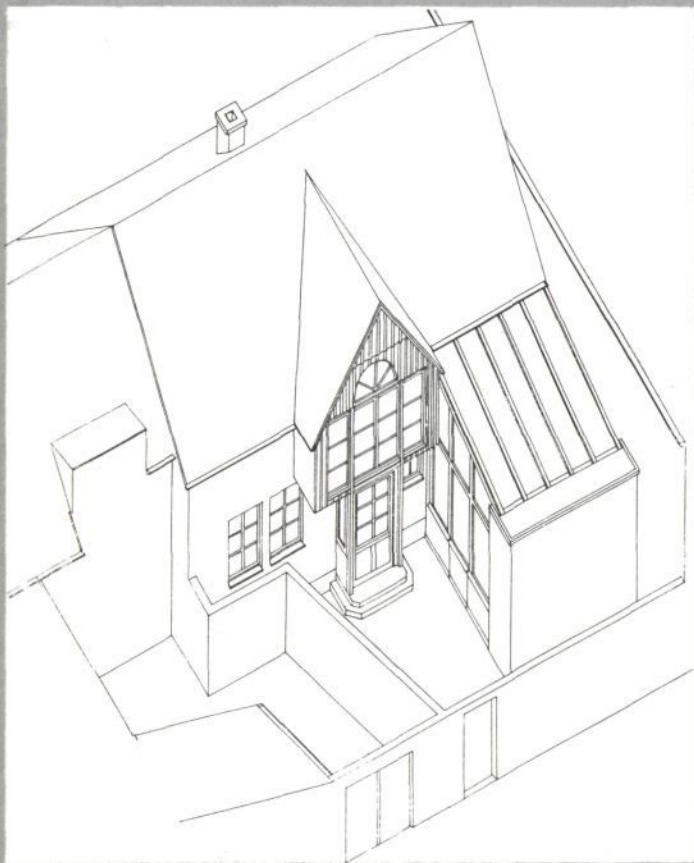
Um die Enge und die schlechte Belichtung des alten Hauses zu mildern, wurde die Küche als Glashaus in den Hof eingebaut. Der neue Quergiebel brachte einen kleinen Windfang und ermöglichte eine großzügige Belichtung des Dachgeschosses. In der Fassade des Giebels verschmelzen Ober- und Untergeschoß und bilden in den Fenstern die abstrakte Grafik des Menschen. „Kopf, Schulter, Rumpf und Beine“ geben dem Haus eine aufrechte Haltung.

Ein Ofenturm ist das zentrale Gliederungselement im Hausinneren. In seinem geschlossenen Kanalsystem zirkuliert heiße Luft, die ihre Wärme an die Ofenwände abgibt. Die Rauchgase des Feststoffbrenners werden, wie bei einem Kachelofen, durch Schamottzüge geleitet. Der hohe Anteil an Strahlungswärme schafft ein angenehmes Raumklima.

Im Bad nehmen Nischen Wanne, WC und Waschbecken auf und schaffen so einen zentralen Freiraum (1,5 x 1,5 m). Die Verspiegelung von zwei Scheinnischen vergrößert den Raum wohlthuend.

Die Auswahl der Baustoffe wurde nach baubiologischen Gesichtspunkten getroffen.

Wolfgang Jaspar



## Kreissparkasse Tübingen-Bühl

Ein ehemaliges Gebäude, in Dachfläche, Trauf- und Firsthöhe durchgehend über das ganze Grundstück mußte zu 2/3 abgebrochen werden. In diese Baulücke unter Einbeziehung des durch Denkmalaufgabe belassenen Gebäudeteils wurde eine Kreissparkasse eingebaut.

*Bauherr: Kreissparkasse Tübingen  
Architekt: Johannes Manderscheid,  
Rottenburg  
Planungsbeginn: Frühjahr 1976  
Bauzeit: 1978 - 80*



## AUFTRAG FÜR ALDO ROSSI IN GENUA ?

Ein großer und spektakulärer Auftrag scheint sich für Aldo Rossi, den meistdiskutierten, aber kaum beschäftigten Architekten Italiens abzuzeichnen. Am 28. Februar 1984 wurde von Genueser Bürgermeister Cerofolini das Ergebnis eines im vergangenen Jahr unter sieben geladenen Teilnehmern ausgeschriebenen beschränkten Wettbewerbs bekanntgegeben: Das letzte große Loch, das seit Kriegsende mitten im Zentrum von Genua klafft, soll geschlossen werden, das Teatro Carlo Felice, das einst zu den renommiertesten Opernhäusern des Landes zählte, soll wiederaufgebaut werden. In den Jahren 1826 bis 1828 nach einem Entwurf von Carlo Barabino errichtet, war das Carlo Felice bis zu seiner Zerstörung nicht nur ein kultureller, sondern auch ein städtebaulicher Angelpunkt der ligurischen Hauptstadt. Die Entscheidung der Jury unter Vorsitz von Paolo Portoghesi für den Rossi'schen Entwurf hat nicht nur Begeisterung auf der einen Seite („ein meisterhafter, nicht zu übertreffender Entwurf“, urteilte Bürgermeister Cerofolini), sondern auch massive Kritik und Anschuldigungen auf der anderen Seite ausgelöst. Abgesehen von der mangelnden Tendenz des Wettbewerbsver-

fahrens (vollkommener Ausschluß der Öffentlichkeit), sind vor allem einige der formalen Absichten des ersten Preisträgers Zielscheibe der Angriffe: Rossi sieht neben der Rekonstruktion des eigentlichen Theaterbaus einen etwa sechzig Meter hohen, massiven Turmbau vor, der sich explizit auf die Genueser Stadtmorphologie bezieht, welche durch etliche, während der letzten Jahrzehnte entstandene Hochhäuser geprägt ist. Dieser Vorschlag erscheint seinen Kritikern jedoch als ein weiterer nicht zu vertretender Eingriff in die Struktur der historischen Altstadt.



Im April sollen alle Wettbewerbsbeiträge in einer Ausstellung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, außerdem eine Dokumentation der Geschichte des Theaters sowie eine Zusammenstellung aller anderen seit Kriegsende angefertigten Entwürfe für den Wiederaufbau.

Michael Peterek





## Haus M.

Schwechat-Wien, 1977 - 80

Architekt: Hermann Czech  
Mitarbeiter: Gustav Deutsch, Ingrid Lapaine

Die Landschaft im Südosten ist – im Gegensatz zum hügeligen Westen – eben und gleichförmig. Das Grundstück liegt in einer noch weitgehend einheitlichen Siedlung der 40er Jahre. Es grenzt an eine Geländestufe mit einer fast 12 m hohen grasbewachsenen Böschung, auf deren Krone sich eine Baumreihe befindet. Sie bildet die einzige nichtbebaute Aussichtsseite. Die konische Form des Doppelgrundstückes schafft eine perspektivische Längsachse zur Böschung hin, auf die der Hausgründriß durch eine leichte Verdrehung des Ostteiles eingeht.

Dachform und Proportion der Siedlungshäuser wurden übernommen; das größere Raumprogramm drückt sich in größerer Höhe aus. Das Haus versucht sich über die Höhe der Böschung zu erheben.

Das von Loos gegebene Thema des „Raumplans“ wird umso schwieriger, je kleiner das Haus ist. Loos selbst hat den Raumplan fast nie über mehr als zwei Geschossen geführt; Küche und Eßzimmer liegen bei ihm – Personal voraussetzend – meist in verschiedenen Ebenen.

Der Bautypus der tragenden Außenwand mit Öffnungen („Kas mit Löchern“) ist für das Einzelhaus wohl kaum durch Sinnvolleres zu ersetzen. Wie schon bei Loos kommt der Raumplan außen nur andeutungsweise zur Erscheinung. Im Inneren

neren dagegen ist die Auflösung der tragenden Wände in eine Stützenskelett möglich. Vier im Quadrat stehende Stützen gehen durch die ganze Höhe des Hauses; zwei davon bilden mit zwei weiteren (eine davon falsch) jedoch eine dreifache Pfeilerfront, die Wohn- und Eßzimmer trennt.

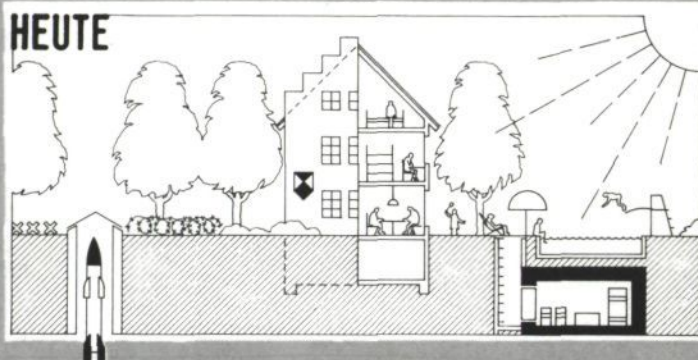
Die Treppe bewegt sich um diese Stützen herum oder zwischen ihnen hindurch; der letzte Lauf windet sich um einen herum. Die räumliche Bedeutung der Treppe wechselt: zunächst führt sie aus der Kleiderablage von hinten vor die Pfeilerfront ins Eßzimmer, dann achsial durch die Pfeilerfront zum Wohnraum, aus dem Wohnzimmer verläuft sie wieder neben der Pfeilerstellung und bildet danach ein symmetrisches Podest wie in einem Miethaus (die Eigenständigkeit der Kinderzimmer betonend). Dann führt ein Lauf achsial zwischen den vier Stützen zum Elternschlafgeschoß.

Manche Schnitte erinnern an ein split-level-Haus; in anderen sieht man die Unterteilung der Höhe in Aufenthaltsräume (2,50 m hoch) oder in Nebenräume (2,10 m hoch). Nur der Wohnraum ist höher, mit dunkler Decke, ein Ruhepunkt in der Aufwärtsbewegung. In der niederösterreichischen Bauordnung ist ein Einfamilienhaus ein „nicht mehr als zweigeschossiges Gebäude“ – das ist erfüllt, obwohl für Nebenräume insgesamt fünf Geschosse zur Verfügung stehen. Gegenüber der Abfolge Vorraum - Eßraum - Wohnraum - Treppe sind die Einzelräume sehr konventionell und der individuellen Einrichtung überlassen.

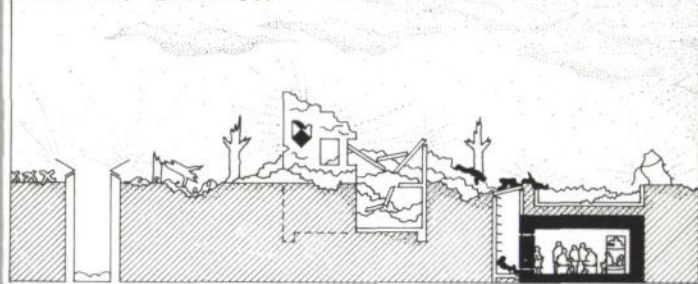
Hermann Czech

## Architekten sind gegen das Bauen...

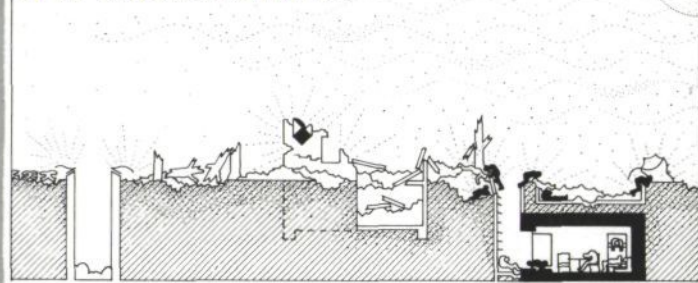
... von Schutzbunkern für Atomangriffe



## DER TAG DANACH



## VIER WOCHEN SPÄTER



Friedensinitiative Stuttgarter Architekten  
G. Kilpper, Stirnbrandstraße 8, 7000 Stuttgart 1

## An ARCH<sup>+</sup>

Vor Weihnachten habe ich die ARCH<sup>+</sup> abonniert, gleich auch einige ältere Nummern nachgekauft, u.a. die Posener Kassette, und während der Weihnachtstage darin gelesen. Das hat mir sehr viel Freude gemacht, gefreut hat mich besonders der behutsame Sprachgebrauch der Artikel und die sorgfältige graphische Gestaltung der Hefte. Aus dem Umstand heraus, daß Ihr in der Redaktionsarbeit wohl mit den Themen der Artikel vertraut seid, scheint mir jedoch ein Mangel zu kommen, der das Lesen manchmal erschwert. So wäre ich bei vielen Beiträgen um eine Vorbemerkung dankbar, die das Umfeld des behandelten Gegenstandes oder der vorgestellten Person erklärt, so daß es auch einem weiteren und uneingeweihten Publikum leichter möglich wird, Zusammenhänge aufzuspüren. Hierfür dem Leser die Möglichkeit zu geben, scheint mir besonders bei der Darstellungsweise der ARCH<sup>+</sup> wichtig, deren Tendenz

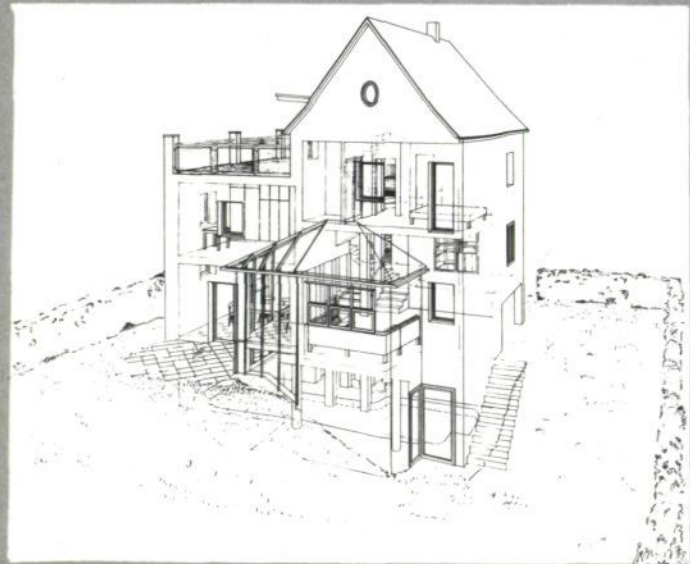
es offenbar ist, weniger zu kommentieren als vielmehr verschiedenartige Beiträge zu einem Thema zusammenzustellen, was mir auch sehr gefällt. Aber den gleichen Mangel an Erläuterungen habe ich auch im Detail, nämlich bei Bildunterschriften festgestellt. So mußte ich zum Verständnis mancher Abbildungen den dazugehörigen Artikel sehr genau lesen, und selbst dann blieben oft noch Fragen offen, z.B. weiß ich bis heute nicht sicher, wen das Foto über dem Beitrag von Gisbert Hülsmann über Emil Steffann darstellt.

Als Beispiel für das, was ich mir unter Vorbemerkungen und Erläuterungen von Bild und Text vorstelle, führe ich Euch Eure Veröffentlichung der Posener Vorlesungen vor Augen, mit den Vorbemerkungen von Wolfgang Schäche und mit knappen aber umfassenden Bildunterschriften.

Bitte nehmt diese Anregung auf, zumal ich sicher bin, daß sie der Zielsetzung von ARCH<sup>+</sup> entspricht und das Lesen Eurer Zeitschrift noch erfreulicher macht.

Viele Grüße

Martin Breidenbach





## Vorbemerkung

Die Politik- und Sozialgeschichte der Arbeiterbewegung berücksichtigt ebenso wie die Volkskunde kaum den Aspekt der räumlichen Bedingungen der Arbeit von nicht-etablierten politisch-kulturellen Initiativen.

Das Fehlen der Verfügungsgewalt dieser Bewegungen über Räume und Gebäude für ihre Arbeit und Freizeit, ja für ihre „Freizeitarbeit“, stellte im vorigen Jahrhundert (wie auch noch heute: Bürgerinitiativen etc.) eine selten problematisierter Restriktion ihrer Arbeit dar. Gebäudebesitz war und ist immer noch ein Machtinstrument. Während der Sozialistengesetzes (1878-90) wurde das Bedürfnis nach eigenen Räumlichkeiten der Arbeiterbewegung deshalb besonders stark. Das eigene Haus stellte für die Arbeiter- und Volkshausvereine ein Stück Unabhängigkeit von den Besitzenden und eine Stärkung der Organisation und ihrer Kontinuität dar. Das Volkshaus wird zur Gegeninstitution („Arbeiterhaus“). Der Verräumlichungsprozess trägt aber auch Züge eines Etablierungsprozesses: Die Beschreibungen der Baugestaltung dieser Häuser tragen die Verinnerlichung der bürgerlich-repräsentativen Formvorstellungen in sich.<sup>1)</sup>

## Entstehung der verschiedenen Volkshäusertypen

### Gewerkschaftshäuser und autonome Volkshäuser der Arbeiterbewegung

Kern der Arbeit der Volkshäuser war der Bildungsgedanke – sowohl fachliche als politische Schulung – wie ja überhaupt die meisten Arbeitervereine Bildungsvereine waren. Der hohe kulturpolitische Anspruch der Initiatoren und Funktionäre, das Arbeitervereins- und Volkshaus solle das führende Organisations- und Geisteszentrum der avantgardistischen Arbeiter sein, führte häufig zur Vernachlässigung des Bedürfnisses zur zwanglosen Freizeitverbringung, bzw. wollten die tragenden Vereine über ihr kulturelles Alternativprogramm zur bürgerlichen Kultur unmittelbar praktischen Einfluß auf die Lebensweise des Arbeiters nehmen.<sup>2)</sup>

Reproduktive Tätigkeiten der Arbeiter werden von den Vertretern der Arbeiterbewegung selbst nach der Wertskala der herrschenden bürgerlichen Kultur beurteilt. Theater oder politische Diskussionsveranstaltungen sind die „höheren Tätigkeiten“, während Vergnügung und gesellige Kommunikation lediglich Beiwerk sein dürfen. „Der Klub als soziales Kraftwerk“<sup>3)</sup> soll das Proletariat zur politisch-kulturell führenden Klasse befördern. Diese politische Funktionalisierung des Volkshausbetriebs setzt diesen Typus von dem „sozialreformerisch neutralen“ Typus ab.

Zur Jahrhundertwende bestand vor allem für die Gewerkschaften in den expandierenden Großstädten die Notwendigkeit räumlicher und organisatorischer Zentralisierung. Bei immer größeren Mitgliederzahlen wurde die Lokalfrage immer schwieriger. Die vorhandenen Säle und Hinterzimmer der Brauereien und Wirtschaftshäuser, sofern sie sie überhaupt den Gewerkschaften überließen, reichten in ihren Kapazitäten nicht mehr aus.

Waren zwar große Versammlungsräume ein zentrales Anliegen

der Arbeiterorganisationen, so blieben die Vorstellungen über ein Gewerkschaftshaus aber nie dabei stehen, sondern gingen in Richtung auf ein multifunktionales Zentrum verschiedenster Teileinrichtungen der Arbeiterbewegung. Das Volkshaus als Kultur- und Wirtschaftsstätte hat in Leipzig seinen Höhepunkt gefunden. Das erste Haus war 1906 gebaut worden und 1920 beim Kapp-Putsch zusammengebrochen und ausgebrannt. 1923 wurde ein Neubau durch die Bauhütte Leipzig GmbH errichtet. Er umfaßte neben den Sälen, Sitzungszimmern und Büros eine Bibliothek, ein Café mit eigener Bäckerei, Bierstube, Restaurant und Volksküche mit eigener Fleischerei, eine Herberge, einen Wäschereibetrieb, eine Sparkasse und eine Weinkellerei.<sup>4)</sup> Hier wirkten also bereits gemeinnützige Wirtschaftsunternehmen der Gewerkschaftsbewegung mit, die heute ihren ursprünglichen Charakter bis zur Unkenntlichkeit durch die allgemeine technokratisch-bürokratische Struktur gewandelt haben. Die Ideen der Gegenkultur und Gegenwirtschaft bestanden in der Arbeiterbewegung schon lange und waren politisch durchaus richtig. Die Notwendigkeit eigener und autonomer Einrichtungen der Arbeiterbewegung schien in den zwanziger Jahren, als auch Sozialdemokraten an der Regierung beteiligt waren, jedoch nicht mehr in dem Maße gegeben wie vor dem 1. Weltkrieg.

Andererseits waren erst in der Weimarer Republik die zahlreichen Verbote, Behinderungen und behördlichen Auflagen soweit abgebaut, daß die meist als Genossen- oder Gesellschaft mit beschränkter Haftung, seltener als Verein, organisierten Volkshausinitiativen über Mitgliedsbeiträge, Spenden, Selbsthilfe und Darlehen sich ihre Häuser errichten und betreiben konnten. Die erstarkten Gewerkschaften und Parteien unterstützten, wenn sie nicht eigene Gewerkschaftshäuser errichteten, diese Volkshäuser. Sie waren meist auch Sitz der örtlichen Partei- und Gewerkschaftsleitung.

Die Arbeiter sahen diese Volkshäuser als ihr Eigentum an, das sie handfest verteidigten, wie die Auseinandersetzungen mit rechten Kräften in den zwanziger Jahren zeigten.<sup>5)</sup>

### Sozialreformerische Volkshäuser

Was zu Beginn des 20. Jahrhunderts unter dem Begriff „Volksbildung“ immer stärker in der öffentlichen Diskussion Beachtung fand, war der Versuch bildungsbürgerlicher und philanthropischer Kreise, Volkswohlfahrt und „edle Geselligkeit“ zur Überwindung klassenkämpferischer Töne der politischen Arbeiterorganisationen zu benutzen. Kennzeichnend für die Neutralisierung und Veredelung folgendes Zitat:

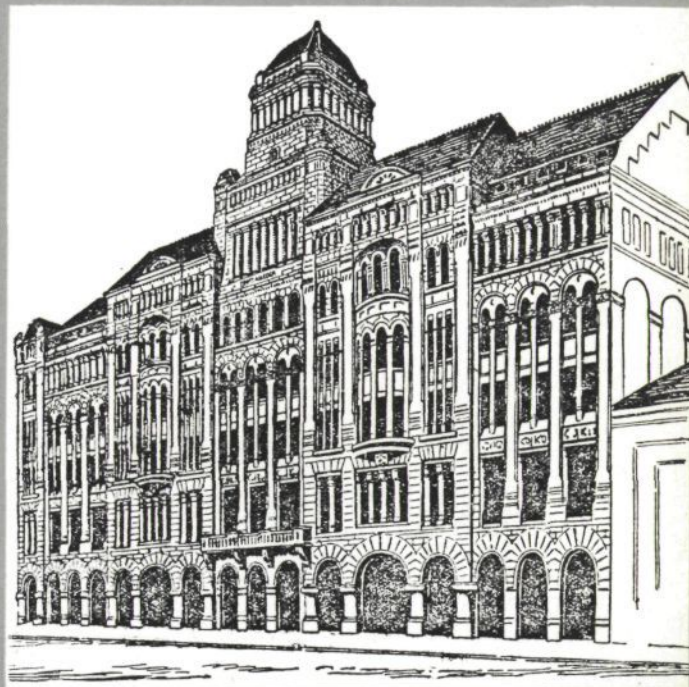
„Man besuche das Volkshaus möglichst nicht in Arbeitskleidung. Nicht weil das Kleid der Arbeit an sich nicht würdig wäre! Aber im Volkshause sollen wir Genossen und Staatsbürger sein.“<sup>6)</sup>

Wie schon in der Vergangenheit konnten Koalitionen zwischen bürgerlichen Sozialreformern und der Arbeiterbewegung neben der partiellen Integration in die „Nation als Ganzes“ jedoch zur Stärkung und Verbreitung der Arbeit der Vereine der Arbeiterbewegung genutzt werden.

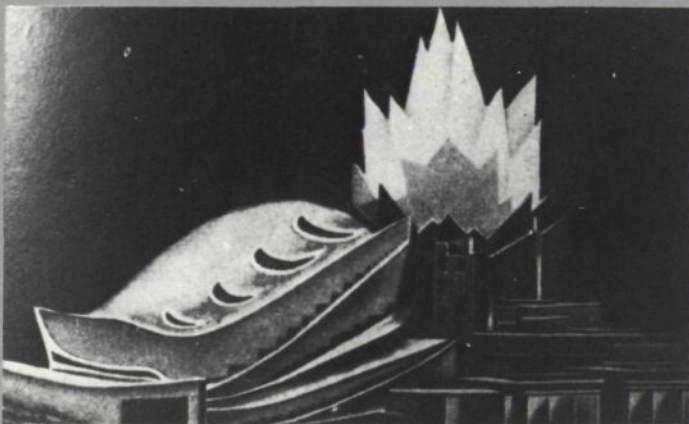
In der Schweiz löste vor allem die Abstinenzlerbewegung mit ihrer

# VOLKSHÄUSER

Ein Beitrag zur Verräumlichung politisch-kultureller Initiativen



Leipziger Volkshaus nach der Wiederaufrichtung



Volkshausentwurf Charlottenburg von Wassili Luckhardt 1920

Forderung nach alkoholfreien Verkehrslökalen der Arbeiterschaft den Initialfunken für eine große Anzahl von Gemeindestuben, Reformgaststätten und Volkshäusern aus. Das früheste Schweizer Volkshaus wurde 1910 in Zürich errichtet. Spätere Einrichtungen hoben jedoch das Alkoholverbot wieder auf: es hatte sich gezeigt, daß ohne Bierausschank für den Arbeiter die Attraktivität eines Vereinslokals zu gering war.<sup>7)</sup> So entstand die Situation, daß die sich als Teil der Arbeiterbewegung verstehenden Volkshäuser auch Alkohol ausschankten und die Abstinenzler in Koalition mit der Kirche<sup>8)</sup> ihre alkoholfreien und unpolitischen Gemeindestuben und Volkshäuser betrieben.

Die Ambivalenz verschiedener Volkshäuser kommt z.B. im 1901 gegründeten Verein „Volkshaus“ in Hamburg zum Ausdruck, in dessen Statuten die Verbesserung der Beziehung zwischen gebildeten

bürgerlichen Kreisen und den Arbeitern im Vordergrund standen.<sup>9)</sup> Auch in Berlin (Ost) wird betont, daß das dortige Volkshaus für alle Volksgenossen offenstehen müsse und nicht auf eine bestimmte Schicht, Partei, Religion oder Gesinnung festgelegt sein dürfe.<sup>10)</sup> Ein solcher pluralistischer Ansatz barg die Gefahr in sich, daß Volkshäuser zu unpolitischen Einrichtungen wurden. Wenn diese Volkshäuser zwar in Konzeption und Arbeit nicht eindeutig arbeiterteilnehmend – also Sozialdemokraten und Kommunisten – festgelegt waren, war ihre Arbeit dennoch stärker durch den emanzipativen als sozialintegrativen Aspekt bestimmt und die Volksgemeinschaftsideologie der Nationalsozialisten konnte ihren Einzug auch in diese Häuser nicht einmal versuchen. Zu sehr war der Volkshausgedanke eine Manifestation der Arbeiterbewegung und Teil demokratischer Infrastruktur.



So wurden die Volkshäuser 1933 allesamt zerschlagen.

Von den Sozialreformern wurde das Volkshaus als antizipierender Schritt in Richtung einer besseren Gesellschaft propagiert:

„Reden wir nicht nur, zürnen und klagen wir nicht nur über die schlechte Welt, die der profitwütige Kapitalismus erzeugt, bauen wir unsere schönere Gesellschaft, nicht erst morgen, sondern schon heute!“<sup>(11)</sup>

Der Wohlfahrtsgedanke und die räumliche und organisatorische Zusammenlegung von Volksbildungs- und Wohlfahrtseinrichtungen war hier ausschlaggebend. Zu dieser Art Häuser zählten neben dem schon erwähnten Züricher Volkshaus (1910) die Volksheime in Hamburg (1901) und Dresden, die Volkshäuser in Lübeck, Jena (1905) und Mannheim, das Pettenkoserhaus in München (1904), das Be-

ren mit gastronomischen Einrichtungen (Volksküche etc.), Bildungseinrichtungen, Bücherei, Les- und Klubzimmern, Theater- und Veranstaltungssäle, Spiel- und Freizeitebereiche.<sup>(16)</sup>

In der Vision einer idealen Stadt beschreibt Bruno Taut das „Volkshaus als Stadtkrone“, ja überhaupt als „Kulturideal der Zukunft, mit dem sich viele damalige Architekten identifizierten (so auch Mies van der Rohe, Hans Scharoun, Adolf Behne, Max Taut, Wassili Luckhardt, Paul Wolf u.a.), die größtenteils auch Mitglieder des schon erwähnten Deutschen Volkshausbundes waren).“<sup>(17)</sup> Ihren Beitrag zur Lösung der politischen Probleme lieferten sie in der Projektierung und Propagierung des, wie sie glaubten, Höhepunktes und des Symbols der neuen Gemeinschaft – das Volks- oder Gemeinschaftshaus. Es wird sowohl als architektonisches Modell zur Vermittlung der neuen Kultur als auch neuer Bauformen verstanden. Tauts, Scharouns und Luckhardts Entwürfe zu den proklamierten Volkshäusern sind Kultgebäude, etwas nebulöse Skizzen bedeutender Kristallgebilde mit gläsernen Kuppeln und Domen, in denen Volkstheater, Musik- und Festspielsäle untergebracht sind.<sup>(18)</sup>

Die Verknüpfung kulturpolitischer Intentionen mit neuen technischen Möglichkeiten (Glasarchitektur) führt zu der später „Gläserne Kette“ genannten futuristischen Projekten verschiedener Künstler und Architekten.<sup>(19)</sup> In heute naiv anmutender Analogie wollten diese dem Volkshaus entsprechend seiner Bedeutung für die „neue Gesellschaft“ – gemeint war die Weimarer Republik – eine Baugestalt angeeignen lassen, das es in ähnlicher Weise wie die Kathedrale des Mittelalters aus der städtischen Bebauung hervorhob. Fritz Schumacher, ein kulturpolitisch engagierter Architekt, handelt bezeichnenderweise das Volkshaus unter der Überschrift „Kirchen“ ab.<sup>(20)</sup> Der gleichen Anklänge bei Peus:

„Das öffentliche Leben des Arbeiters spielt sich, da sein eigenes Heim dazu zu klein ist, an gemeinsamer größerer Stätte, im Volkshause ab. Das Volkshaus ist dem modernen Arbeiter der Tempel seiner öffentlichen Betätigung. Bis jetzt waren in unseren Städten und Dörfern die Kirchen, die Bet- und Predighäuser, die hervorragendsten Gebäude. In Zukunft werden es die in der Bedeutung über die Kirchen weit hervorragenden Volkshäuser sein.“<sup>(21)</sup>

Diese enthusiastische Phase gesellschafts- und architekturutopischer Projekte hielt jedoch nur von 1918-1923. Dann waren die aus der Novemberrevolution resultierenden Hoffnungen auf grundlegende Veränderung der Gesellschafts- und Siedlungsstrukturen in Deutschland endgültig erloschen.<sup>(22)</sup> Die von Bau-, Stadt- und Sozialplanern damals entwickelten Ideen waren aber der Anfang einer kulturellen und sozialen Infrastrukturplanung, die als Aufgabenbereich des Staates begriffen wurde. In der Tat wurden in der Weimarer Republik viele heute selbstverständliche Infrastruktureinrichtungen erstmalig vom Staat getragen.

### Architektur, Räumlichkeiten und Nutzungen

Die Arbeiterschaft selber entwickelte keine dezidierten Vorstellungen zur architektonischen Gestalt der Volkshäuser. Wie sollte sie auch; war sie doch aufgrund ihrer sozialen Stellung nie in der Lage

gewesen, gestaltend auf die räumliche Umwelt einzuwirken, bzw. die Rolle des Bauherrn einzunehmen.

Die architektonischen Leitvorstellungen der den Volkshausgedanken unterstützenden Sozialreformer wurden mehr oder minder übernommen. „Das Volkshaus soll das schönste Haus der Stadt oder des Ortes sein. ... In seinem äußeren Aufbau sei es so prachtvoll, wie seine hohe Bestimmung es verlangt. Seine Säle seien ein Muster von Solidität und Eleganz! Jedes Bild, das eine Wand schmückt, sei ein schönes Kunstwerk! Man dulde keine häßlichen Plakate, am wenigsten solche geschäftlichen Charaktere. Das Volkshaus soll auf Schritt und Tritt die Seele seiner Besucher den Idealen zuwenden, die das menschliche Gemeinschaftsleben adeln.“<sup>(23)</sup>

Das Volkshaus sollte also als Kontrast zum grauen Alltag in den elenden Arbeiterwohnungen wirken, „gut beleuchtet und beheizt sein“ und einen festlichen Charakter haben. Unter dem Motto „Wissen ist Macht“ sollte „ernsthafte Belehrung“ die Übernahme bürgerlicher Kultur ermöglichen. Doch es wurden nicht nur die hochgeschätzten Inhalte des „klassischen Erbes“ übernommen, sondern die gesamte, häufig inhaltsleere Formensprache der bürgerlichen Welt. Clara Zetkin klagt 1911 vor dem Bildungsausschuß der Stuttgarter Arbeiterschaft:

„Unsere Gewerkschafts-, Volks- und Geschäftshäuser unterscheiden sich in ihrem Stil – Stil als äußere Form inneren Lebens gefaßt – in nichts von irgendwelchen bürgerlichen Geschäfts- oder Verkehrshäusern. ... Kurz, das geistige Leben der Arbeiterklasse hat bis jetzt noch nicht den geringsten Ausdruck in der architektonischen Formensprache gefunden.“<sup>(24)</sup>

Die Revolte gegen den „Kleinbürgergeist der Arbeiterklasse“ in Gestaltungs-, aber auch anderen Fragen kam dann mit Bauhaus und Werkbund aus eher intellektuellen Kreisen.

Über das Verhältnis der entwerfenden Architekten zu den Trägern und Nutzern der Volkshäuser ist leider nichts Detaillierteres bekannt, als daß es sich in der Regel um mit der Arbeiterbewegung und/oder dem Volkshausgedanken sympathisierende Architekten handelte.

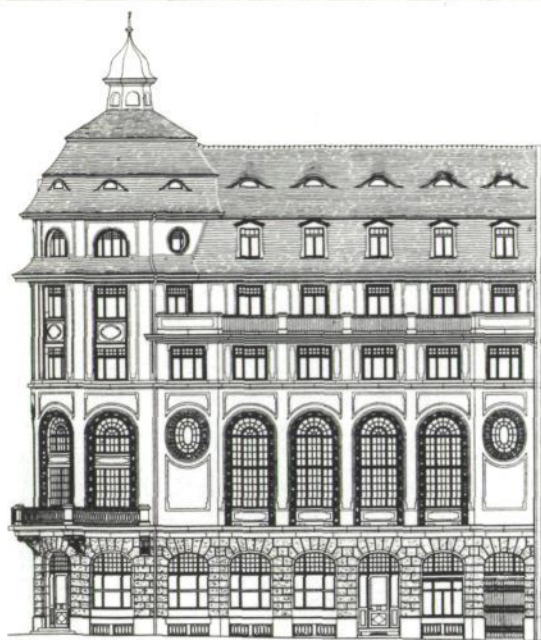
Es wird mit gewissem Stolz das „Edle und Solide“ dieser Arbeiterkulturstätte gepriesen:

„Die Einrichtungen im Innern sind vornehm und solide. Alle Wände wurden in echten Hölzern verkleidet. Dabei darf erwähnt werden, daß auch wertvolle Bildwerke, künstlerische Holzbildhauerarbeiten in den Restaurants besondere Aufmerksamkeit beanspruchen können. ... In fast verschwenderischer Fülle findet man Glasmalereien. ... Nach dem Umbau durch die Architekten H. Distel und A. Grubitz (1928) atmet der Saal mit seinen schlichten Linien und ruhigen Farben eine Vornehmheit, die nicht zu übertreffen ist.“<sup>(25)</sup>

In Hamburg gab es darüber hinaus in mehreren Stadtteilen (Hammersbrook, Rothenburgsort, Barmbek, Eimsbüttel und Fuhlsbüttel) Volksheime, die quasi ein Netz stadtteilorientierter sozio-kultureller Zentren bildeten, zu dem jeweils eine allgemeine Auskunftsstelle, eine Bibliothek, Klubzimmer und Saal gehörten.<sup>(26)</sup>

Die Baugeschichte des Berner Volkshauses zeigt eine erste Opposition der Arbeiterbewegung gegen den ihnen von dem renommierten

Fortsetzung S. 75



Volkshaus Luzern, Ansicht und Grundrisse

rolzheimerianum in Fürth (1905), das Bestehornhaus in Aschersleben (1906), das Luitpoldhaus in Nürnberg (1907), die Pfullinger Hallen in Pfullingen (1907) und das Gustav-Siegle-Haus in Stuttgart (1912).<sup>(12)</sup>

Daß eine Voraussetzung der besseren Welt die „kulturelle Erhebung“ der Arbeiter sei, und daß diese u.a. im Volkshaus geleistet werden könne, wurde sowohl von der Arbeiterschaft als vom sozial engagierten Bildungsbürgertum gleichermaßen vertreten.

„Das Volkshaus, das unseren Idealen entspricht, ist der geeignetste Ort, um die Arbeiterklasse zu den größten Taten zu begeistern, um sie wahrhaft fähig zu machen für den Aufbau unserer besseren und schöneren Welt der Gerechtigkeit, der Solidarität, der Freiheit und des Friedens. Das Volkshaus sei die Stätte des höchsten Lebensgenusses, der im positiven Schaffen höchster Kulturwerte liegt.“<sup>(13)</sup>

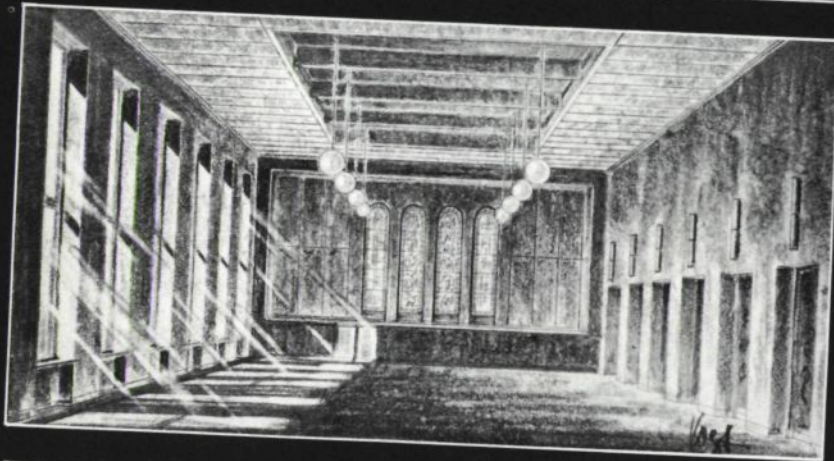
### Architektur- und gesellschafts-utopische Volkshäuser

Einen wiederum anderen Zugang zum Volkshausgedanken unternehmen Gesellschafts- und Architektur-reformer, teilweise auch utopischer Ausrichtung.

So verhalf der Architekt Theodor Fischer<sup>(14)</sup> dem Volkshausgedanken zu mehr Publizität, indem er das für die Künstlerkolonie in Darmstadt konzipierte Festhaus von einem Kulturtempel (Entwurf Peter Behrens, 1900) zu einem Gemeinschaftshaus für das ganze Volk, für die Volkskunst und -kultur modifizierte.<sup>(15)</sup>

Mit der Expansion der Städte, der veränderten Struktur der Produktion und der Bevölkerung hatte sich ein Bedürfnis nach Gemeinschaftseinrichtungen und gesellschaftlichen Zentren entwickelt. Mittelpunkt utopischer Stadtkommunen waren Gemeinschaftszent-





*Friedrich Ebert Haus  
Siedlung an den Heeper Fichten  
Freie Scholle Bielefeld*

*Außenaufnahme aus der Entstehungszeit  
Perspektive des Festsaales  
Die Gründung der Eisernen Front  
Tanzveranstaltung mit Bandoneon-  
Orchester*

